

DER MALER

Zeitschrift des Verbandes der Maler, Lackierer, Anstreicher, Tüncher und Weißbinder Deutschlands.

Erscheint Sonnabends. Bezugspr. 3 M., u. A. 4. Viertel. Schriftl. u. Geschäftsst.: Hamb. 36, Alter-Terrasse 10. Sp. r.: Nordsee 8246. Postk.: Vermögensverw. d. Verb. Hamb. 11598
45. Jahrgang Hamburg, 1. August 1931 Nummer 31

Verlagen die Gewerkschaften?

Wo man auch hinkommt in dieser schweren wirtschaftlichen und sozialen Notzeit, man hört immer dasselbe: Wo soll denn das noch hinführen? Ist denn gar nichts zu tun, um hier Abhilfe schaffen zu können? Und wer etwas feinhörig ist, merkt, wie ganz leise in solchen Fragen auch ein Vorwurf mitschwingt an die Organisation, von der man doch — übrigens sehr mit Recht — Hilfe und Unterstützung in sozialer Notzeit verlangen dürfte und könne. Dieses leise vorwurfsvolle Mitschwingen aber kann große Gefahren schaffen. Oft genügt eine demagogische Behrebe aus dem Munde eines Gewerkschaftsgegners oder ein Heharkittel gegen die Gewerkschaften, der den Mitgliedern irgendwo zu Gesicht kommt, um dieses leise vorwurfsvolle Anschwingen zu Mißtrauen zu entfachen, von dem es dann nicht mehr weit ist zur Ablehnung und zum Austritt aus der Organisation.

Am meisten unterliegen die Frauen solch gefährlicher Stimmungsmache in dieser schweren Zeit. Die Frauen sind eben zumeist nur gefühlsmäßig mit und in der Organisation. Ihnen ist die Organisation — immer im Gefühlleben der Frau gesehen — mehr ein persönlicher Schutz im tagespolitischen Geschehen. Dem Manne erscheint diese Funktion der Organisation oft erst als Vorteil zweiten Grades, da sich sein Denken mehr auf der großen Linie des proletarischen Klassenkampfes als gesellschaftliche Aufgabe bewegt. Trotzdem aber unterliegen auch viele Männer den zeitlichen, vorübergehenden Verhältnissen, besonders, wenn wie jetzt solche Verhältnisse sich bis zur Unerträglichkeit verschlechtern und so hartnäckigen Bestand zeigen.

Es muß deshalb in dieser Zeit alles vermieden werden, was die vorhandene miese Stimmung irgendwie nähren und weiter entfachen kann. Diese Mahnung gilt besonders allen Funktionären, aber auch jedem Mitglied, das durch eigene und organisatorische Schulung eine objektive Erkenntnis der Dinge besitzt. Vor allen Dingen gibt es da eins zu begreifen und all den fatalistisch angehauchten Mitgliedern zum Bewußtsein zu führen, nämlich: Die Zwangsläufigkeit der kapitalistischen Krisen. Es muß also begriffen werden, daß die Krisen selbst unvermeidlich sind im Privatkapitalismus. Aus dieser Tatsache heraus ist ja überhaupt erst die Forderung nach Sozialismus erwachsen. Daraus muß weiter begriffen werden, daß dann auch die Möglichkeiten des gewerkschaftlichen Kampfes sich fast ganz auf die Abwehr der Krisenwirkung auf das arbeitende Volk beschränken muß.

Aber auch diese Abwehrmöglichkeiten sind für die Gewerkschaften stark beengt. Nach Karl Marx — und seine Lehre gilt als wissenschaftlich unantastbar — müssen nämlich solche Krisen auf einer bestimmten Entwicklungsstufe sich so brutal auswirken, daß die Arbeiterklasse zur Verzweiflung und damit in die soziale Revolution getrieben wird. Wer also behauptet, daß die Gewerkschaften an der Krise und der ungeheuren Krisennot schuld seien — ob durch verkehrte Politik oder wegen Untätigkeit, bleibt sich gleich — der bezeichnet damit Karl Marx als einen Schwächer. Aber da erstet die Frage, ob denn die Gewerkschaften dann überhaupt noch einen Sinn haben, wenn der Krisenweg und die Krisennot im Kapitalismus unvermeidlich sind. O gewiß!

Man denke sich nur einmal die Fünfmillionenmacht der freien Gewerkschaften als nicht vorhanden. Gäbe es dann Tarifverträge? Würde die Staatsregierung ihre Befehle machen, wie es der unorganisierte Arbeiter in Possemuel oder der in Burtehude haben will? Oder würde dann nicht alles sich vollziehen nach dem Diktat und der herrischen Forderung der mächtigen Unternehmergruppen? Und wie sehen diese Forderungen aus? Nun, die Schwerindustriellen haben ihr diesbezügliches Programm ja vor kurzem bekanntgegeben auf einer Tagung in Düsseldorf. Es lautet:

1. Lohnabbau, 2. Arbeitszeitverlängerung, 3. Abbau der Sozialversicherung, 4. Freiheit der Preisfestsetzung nach oben, 5. Freigabe der Mietpreis-

gestaltung, 6. Ersparnis an sozialen Ausgaben und dafür stärkere Subventionierung (Geldzuwendung) an den Großgrundbesitz und 7. Ausschaltung des Parlamentarismus und Bildung einer politischen Diktatur durch ein Direktorium.

Das ist das Programm, bei dessen Durchführung, die bis jetzt allein von den Gewerkschaften verhütet wurde, auch jene verzweiflungsvolle Lage geschaffen würde, von der Karl Marx sprach. Da erstet nun wieder die andere Frage: Wird denn dann nicht durch die Politik der Gewerkschaften der Krisenzustand verewigt, wenn sie die Krise nicht beseitigen können, aber auch eine Entwicklung verhindern, die zur Revolution treibt? Nein!

Der Abwehrkampf der Gewerkschaften schützt wohl die Arbeiterklasse vor der Verelendung, nimmt aber den Kapitalisten nicht die Schwierigkeiten weg, die diesen selbst in der Krise entstehen; im Gegenteil, er vermehrt sie. Und so wird der Entscheidungskampf verlagert. Ohne Gewerkschaften würde er ausgekämpft im sozialen Raum, zwischen Kapitalistenklasse und verelender Arbeiterklasse. So aber wird dieser Kampf ausgekämpft auf dem politischen Kampfboden der organisierten Gesellschaftsklassen, also hauptsächlich auf diplomatisch-parlamentarischem Boden. Man denke zum Beispiel nur an folgendes: Statt daß diese furchtbare Krise die soziale Existenzmöglichkeit der Arbeiterklasse vollständig vernichten konnte, woraus „die soziale Katastrophe“ hätte entstehen müssen, konnte sie dieselbe nur erschüttern, während aber auf der andern Seite die Katastrophe über den sozialen und finanziellen Zusammenbruch der gesamten deutschen Wirtschaftsgesellschaft zu kommen drohte. Zur Rettung hat das dann die Kapitalisten der ganzen Welt

zu gewaltigen Opfern und Zugeständnissen gezwungen über das Experiment des Schuldenferienjahres (Hoover-Votsschaft).

Diese ganzen Vorgänge sind letztlich nur zu erklären in der Tatsache, daß die Kapitalistenklasse nicht mehr nach Belieben ihre wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf Kosten der Arbeiterklasse beheben kann, sondern, gezwungen durch deren organisierte Macht, nur auf dem Wege der Eigenhilfe im politischen Raum. Gerade in dieser Tatsache — Einführung eines Schuldenferienjahres — kann die deutsche organisierte Arbeiterklasse einen Sieg feiern über das internationale Kapital. Es zeigt sich nämlich darin, daß dessen Mehrwertbildung in Deutschland — über Schuldenzinsen und Reparation — eher zusammenbrach als die sozialrechtlichen Errungenschaften der deutschen Arbeiterklasse. Das ist einzig und allein ein Erfolg der deutschen organisierten Arbeiter.

All das muß in dieser Zeit den deutschen Arbeitern bewußt gemacht werden, damit sie den ganzen Wert der Gewerkschaften gerade für den Kampf in der Krise erkennen. Der Schein trägt, wenn heute ein Arbeiter glaubt, an den bestehenden Verhältnissen die Ohnmacht der Gewerkschaften abzulesen zu können. Es ist gerade umgekehrt. Die Gewerkschaften sind das einzige Bollwerk gegen die soziale Verelendung und die einzige Macht, die bei einer wirtschaftlichen Umschwung wieder den Arbeitern die verlorenen Positionen zurückerobern und sie darüber hinaus zu höherem sozialen und kulturellen Niveau zu führen vermag.

In diesem Sinne, Kollegen, schafft überall Aufklärung, und Ihr werdet am besten für den Verband!

Ein Rückblick auf unsere Verbands-Generalsammlung in Breslau

Die Generalversammlung in Breslau liegt nun schon einige Wochen hinter uns. Aber gerade weil man jetzt schon etwas Abstand von ihr genommen hat und mit um so größerer Schärfe sich ein Bild von dem Gesamtverlauf dieser Tagung machen kann, lohnt es sich, sie noch einmal im Geist vor unsere Augen vorüberziehen zu lassen. Es dürfte niemand unter denen, die der Generalversammlung beizwohnten, geben, der nicht mit Befriedigung von dem harmonischen Verlauf dieser Tagung sprechen wird. Manche Kollegen sind sicher mit etwas bangen Gefühlen nach Breslau gefahren. Wird nicht die furchtbare Wirtschaftslage, die große Arbeitslosigkeit und das damit verbundene Elend großer Teile auch unserer Kollegenschaft die Stimmung ungünstig beeinflussen und die Kollegen zur Kritik Veranlassung geben, wie sie unter normalen Verhältnissen nicht einlegen würde? Würde man nicht den in den letzten Monaten so oft geschmähten „Apparat“, die Angestellten und sonstigen Funktionäre für die bitteren Zeiten verantwortlich machen? Würden nicht die Auseinandersetzungen eine Schärfe erreichen, wie sie sonst erfreulicherweise auf unsern Generalversammlungen nicht zu verzeichnen waren? Diese Fragen waren es, die sich unwillkürlich den Kollegen immer wieder aufdrängten.

Wer heute die Tagung rückschauend überblickt, wird von ihrem Verlauf angenehm berührt sein. Nichts von dem hier Ange deuteten ist eingetroffen, im Gegenteil war der Ton bei den Auseinandersetzungen vom Anfang bis zum Ende ein sehr kollegialer, sachlicher, ja oft herzlich, denn es will schon etwas besagen, wenn selbst ein Vertreter der Opposition öffentlich erklärt, es würde auch von ihnen anerkannt, daß der Rechenschaftsbericht viel geleistet habe. Wenn er auch den dadurch hervorgerufenen guten Eindruck zu verwischen suchte, indem er meinte, die Kräfte hätten nur anders eingesetzt werden müssen, so nimmt ihm das niemand übel, weil ja alle Kollegen das Damoklesschwert, das über den Köpfen der sich zur KPD bekennenden Kollegen schwebt, kennen. Ein uneingeschränktes Lob für einen Angestellten der Organisation, einen Sozialisten, bedeutet sicher den Hinauswurf aus der Kommunistischen Partei, daher denn auch das Bestreben ihrer Anhänger, immer möglichst „oppositionell“ zu erscheinen. Aber die Gruppe der Unentwegten war auf dieser Generalversammlung zu unbedeutend und die Durchschlagskraft ihrer Argumente viel zu gering, als daß sie das Gesicht und den Verlauf des Verbandstages hätten beeinflussen können.

Die Stimmung war von Anfang an und blieb bis zum Ende zuverlässig. Sie konnte es auch, nachdem aus den Berichten des Verbandsvorstandes jeder, der die Dinge objektiv betrachtete, erkennen mußte, daß tatsächlich ein ungeheures Stück Arbeit in der Zeit seit der letzten Generalversammlung zum Wohle der Kollegen von ihm geleistet wurde. Sollte es nicht zu denken geben, daß, trotzdem eine Vermehrung der verantwortlichen Kräfte im Verbandsvorstand nicht erfolgte, immer mehr und immer neue Aufgaben in Angriff genommen und durchgeführt wurden? So konnte diesmal erstmalig auf einer Generalversammlung von der in den beiden letzten Wintern durchgeführten Bildungsarbeit unseres Verbandes berichtet werden, durch die über 300 Kollegen Gelegenheit erhielten, ihr geistiges Rüstzeug zu verbessern, die aber selbstverständlich von seiten des Vorstandes sehr viele Arbeit erforderte. Die Kurse konnten, das mag hier nochmals unterstrichen werden, zu aller Zufriedenheit in muster-gültiger Weise durchgeführt werden.

Lieber die ausgezeichneten Referate der Genossen Eggert und Sachs von ADGB, wurde schon ausführlich berichtet. Das Referat des Genossen Eggert wird den Kollegen noch im Sonderdruck zugeleitet werden, so daß sie sich dann noch besser von dem wertvollen Inhalt des Referats und den tief-schürfenden Ausführungen überzeugen können. Wenn zu diesem Referat ein Antrag angenommen wurde — von einer Debatte abzusehen —, dann wohl aus dem Gefühl heraus, daß es unmöglich sein würde, diesen umfassenden Ausführungen noch Wesentliches hinzuzufügen. Beim Referat des Genossen Sachs setzte dann aber eine rege Diskussion ein, in der Kollege Schwabe wertvolle Ausführungen über die Gesundheitsgefährden unserer Kollegen machte.

Mit großem Interesse wurde von allen Delegierten den Sitzungsberatungen entgegengesehen. Manche Delegierte hatten sich wohl Hoffnungen auf einen bedeutenden Ausbau des gesamten Unterstützungswezens gemacht, während, es mag der Kuriosität wegen auch gesagt sein, ein Antrag vorlag, der alle Unterstützungen beseitigen sollte. Im Verbandsvorstand war man sich aber darüber einig, daß in der heutigen Zeit, in der nur noch die Hälfte der Mitglieder Vollbeiträge zahlen, es nicht verantwortet werden kann, eine ehebliche Mehrbelastung der Hauptkassen durch Neuausgaben zu beschließen. Er konnte auch darauf hinweisen, daß in andern Verbänden schon daran gedacht wird, die Unterstützungen abzubauen, weil die weitere Auszahlung der bisherigen Unterstützungen nicht mehr tragbar erscheint. Wenn die Delegierten unserer Generalversamm-

lung trotzdem nicht mit leeren Händen nach Hause zu gehen brauchten und sie noch eine Reihe von, wenn auch nicht sehr einschneidenden Verbesserungen der Unterstutzungen erreichten, so wird das sicher mit dazu beitragen, daß man auch in der Mitgliedschaft den guten Stand unserer Organisation erkennt und daher mit um so größerer Energie für seinen weiteren Ausbau eintritt.

Wie sehr sich auch unsere Gäste von dem vorzüglichen Verlauf unserer Generalversammlung überzeugten, haben sie nicht nur auf der Generalversammlung selbst zum Ausdruck gebracht, sondern uns auch in Zuschriften aus ihrer Heimat wiederholt versichert. Alle waren erfreut über den prachtvollen Schwung, der unserer Bewegung trotz Ungunst der Verhältnisse immer noch innewohnt, und über den solidarischen Geist, von dem die Tagung getragen war.

Der Abschluß der Verbands-Generalversammlung bildete noch einmal einen Höhepunkt der ganzen Tagung. Es galt, für den Kollegen Mark, der noch die Geschäfte unseres Verbandes fertigstellen soll, einen Nachfolger zu wählen. Diese Aufgabe gab dem Verbandsvorsitzenden, Kollegen Sas, Veranlassung, noch einmal, wie es übrigens schon aus Anlaß verschiedener Jubiläen mehrfach geschah, die Verdienste des Kollegen Mark zu schildern. In Worten konnte man nicht ausdrücken, welche Gefühle die Kollegenschaft in dieser Stunde befehle. Jeder gönne dem Kollegen Mark noch einen langen, ruhigen und sonnigen Lebensabend. — Zum Schriftleiter des „Wale“ wurde darauf Kollege Mehrrens, der ja durch seine Tätigkeit im Verbandsvorstand einer großen Zahl von Kollegen bekannt ist, gewählt. Er nahm die Gelegenheit wahr, den Kollegen für das Vertrauen zu danken und zugleich ein Programm für seine Tätigkeit aufzuzeichnen. Dabei appellierte er an die Kollegen, künftighin recht rege als Mitarbeiter am „Wale“ tätig zu sein und so dessen Inhalt und Gesicht günstig zu beeinflussen.

Die Abschiedsworte des Kollegen Mark werden allen Kollegen, die sie mit anhören durften, in dauernder Erinnerung bleiben. Noch einmal schilderte er aus seinem reichen Schatz an persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen heraus den Entwicklungsweg der Organisation und den des Verbandsorgans, denn beide sind untrennbar miteinander verknüpft. In Sturm und Gefahr habe das Verbandsorgan seine Pflicht erfüllt und habe stets mit aller Schärfe die Interessen der Kollegen vertreten. Die stete Vorwärtswirkung der Organisation komme auch in dem Verbandsorgan zum Ausdruck, aber auch der zunehmende Einfluß der Gewerkschaften in Staat und Gesellschaft sei aus der Entwicklung des Verbandsorgans erkennbar. Kritik der Kollegen sei stets angebracht, aber man dürfe dabei nicht so weit gehen, alles, was im Laufe der Jahre durch harte, oft langandauernde Kämpfe erreicht wurde, herunterzureißen. Man nehme den Funktionären des Verbandes die Freude an der Arbeit, wenn man ihre Tätigkeit niemals anerkenne.

Wohl selten ist einem Hoch auf die Organisation so freudig gefolgt worden, wie dem vom Kollegen Mark auf diese ausgebrachten. Der rauschende Beifall am Schlusse der Ausführungen des Kollegen Mark bewies noch einmal mit aller Deutlichkeit, welcher Wertschätzung er sich unter den Kollegen erfreut.

Wenn wir nun noch hinzufügen können, daß die Abendsstunden durch die verschiedenen Veranstaltungen wohl zur Zufriedenheit aller Kollegen ausgefüllt wurden, dann wird es den Kollegen verständlich sein, daß der Verbandsvorstand überzeugt ist, daß auch die Generalversammlung die auf ihr gesetzten Hoffnungen erfüllt und die Kollegen mit neuer Energie tatkräftig an einen weiteren Auf- und Ausbau unserer Organisation herangehen.

Das Sündenregister des deutschen Finanzkapitals

Der Kredit ist der Lebensnerv der modernen Wirtschaft, ohne den die Unternehmungen selbst für kurze Zeit nicht geführt werden können. Der Zusammenbruch des Kreditgebändes hat die Erschütterung des ganzen Wirtschaftsgebändes zur Folge. So ist der Zusammenbruch einer deutschen Großbank mit seinen unübersehbaren Folgen eine Wirtschaftskatastrophe größten

Ausmaßes. Für den Staat entsteht ein Zwang zum Eingriff, um das Kreditssystem selbst mit größten Opfern zu retten, wenn die Wirtschaftstätigkeit nicht lahmgelegt werden soll.

Die Bankleitungen werden sich bemühen, sich als Opfer einer unheilvollen Wirtschaftsentwicklung hinzustellen, Wirtschaftskrise und Reparationsleistungen für ihr Schicksal verantwortlich zu machen. Sie werden von einer großen Presse, die ihre Einkünfte in nicht geringem Teil aus den Inzeraten der Banken zieht, lebhaft unterstützt werden. Für die Bankkatastrophe sind sicherlich nicht die Banken unmittelbar verantwortlich. Vor allem waren sie in den letzten Wochen gegen den Ansturm der ausländischen und der inländischen Kapitalbesitzer ohnmächtig. Diese Katastrophe entgeht und jedoch nicht von der Aufgabe, zu prüfen, auf welche Weise die Banken an der Heraufbeschwörung der Kreditkatastrophe durch ihre Geschäfts- und noch mehr durch ihre allgemeine und Wirtschaftspolitik die Schuld tragen. Diese Untersuchung muß nicht allein die Ereignisse der letzten Wochen, als die Banken selbst nicht mehr die Schieber, sondern die Geschobenen waren, berücksichtigen, sondern auf frühere Zeiten zurück-

Notzeit zwingt zu engster Gemeinschaft! Darum der ernste Ruf: Schließ Deinem Verband Dich an!

greifen und die Bankpolitik der Nachkriegszeit im Zusammenhang betrachten. Eine solche Prüfung führt zwangsläufig zum Ergebnis, daß das deutsche Finanzkapital, weit davon entfernt, seiner volkswirtschaftlichen Funktion zu genügen, in dieser ganzen Periode des Wiederaufbaues der deutschen Wirtschaft verlagte und für die Schärfe der gegenwärtigen Wirtschaftskrise zu nicht geringem Teil verantwortlich ist. Die Rolle des deutschen Finanzkapitals war eine viel verhängnisvollere als die des internationalen Finanzkapitals.

Wir finden das Bankkapital in Deutschland mit an der Spitze der sozialen Reaktion, die die gewaltigen politischen Spannungen, die gegenwärtig in Deutschland vorherrschen und die auch zum Teil für die große Kreditkrise verantwortlich sind, hervorriefen. Das Bankkapital blieb an Scharsmachertum hinter der Großindustrie und hinter dem Großgrundbesitz nicht zurück. So grotesk und für naive Gemüter so unverständlich es auch erscheinen mag, haben die Banken der nationalsozialistischen Reaktion bei den Wahlen und auch früher schon ihre reichlichen Geldmittel zur Verfügung gestellt, was im übrigen auch dafür zeugt, daß die Banken vor der Schwindelpropaganda der Nazis gegen das jüdische Bankkapital und für die Brechung der „Kriegskriegskrieg“ keine Angst hatten, sie vielmehr die Nationalsozialisten als Stoßbrigade zum Schutz der kapitalistischen Unternehmer und zur Förderung der sozialen Reaktion gleich zu durchschauen vermochten.

Wieso gerieten die Großbanken so vollständig in den Bann der sozialen Reaktion? War es einfache Verblendung oder verbirgt sich hinter dieser Haltung eine zwangsläufige Entwicklung, der das deutsche Finanzkapital erlag? Den Schlüssel für das Verständnis dieser Entwicklung gibt die vollkommene Verflechtung der Großbanken mit der Großindustrie, vor allem mit der Schwerindustrie, die als Ergebnis des Nachkampfes zwischen Bank- und Industriekapital zustande kam. Während der Inflationszeit gerieten die Banken unter die Herrschaft der Großindustrie. In dieser Periode trat die völlige Unfähigkeit der Bankleiter zur Wahrnehmung der volkswirtschaftlichen, ja, ihrer

eigenen Interessen deutlich hervor. Waren es doch in dieser Zeit die Banken selbst, die die Inflation gefördert und gestützt haben, ohne es rechtzeitig bemerkt zu haben, daß sie damit sich selbst das Wasser abgruben. In dessen waren sie vom Inflationsstauel noch rechtzeitig erwacht, rechtzeitig zwar nicht zur Rettung der Volkswirtschaft, sondern allein für die Einholung eines Teils ihrer Inflationsverluste. Die Kapitalisten, die sie im letzten Abschnitt der Inflationszeit gehamstert haben, wie die Verfügung über die stark zusammengeschnittenen Kapitalien der Volkswirtschaft verhalten den Banken nach der Stabilisierung der Währung, als die Industrie von Betriebsmitteln entblößt war, zu einer herrschenden Stellung über die Industrie. In diesem Zeitraum nahmen die Banken die Führung der Industrie in die Hand, legten Betriebe still, erzwangen gewaltige Zusammenschlüsse und legten so neu die Grundlagen für gewaltige Konzernmächte. Für die Mißbräuche der Kartellwirtschaft, für die Kapitalverflechtungen und das überstürzte Tempo der Rationalisierung sind die Banken, die der Ausbeutung der Wirtschaft durch die Kartelle Vorschub leisteten, indem sie Kartellgründungen erzwangen und die kartellierten Unternehmungen auf Kosten der andern mit Krediten versorgten, mitverantwortlich. Derart entstand eine unlösliche Verflechtung zwischen Bank- und Industriekapital nicht auf Grund einer direkten Beherrschung von Industrieunternehmungen durch das Bankkapital, wie zum Beispiel in Oesterreich, wo die kürzlich zusammengebrochene Kreditanstalt die Unternehmungen selbst besaß, sondern durch bevorzugte Kreditversorgung und Teilnahme im Aufsichtsrat der Industrieunternehmungen. So haben die Banken die Ueberversorgung der Monopolwirtschaft und die Unterversorgung der nicht monopolistischen, vor allem der mittleren und kleinen Industrie sich zuschulden kommen lassen. Soweit sie andern als monopolistischen Unternehmungen Kredite gaben, war nicht die Lebensfähigkeit der Betriebe, noch weniger freilich die volkswirtschaftliche Nützlichkeit der Kredite der maßgebende Gesichtspunkt. Vielmehr waren auch bei diesen Krediten wie bei denen für das Großkapital vor allem persönliche Beziehungen, außerdem aber die Fähigkeit, ausreichende Sicherheiten (Pfänder) stellen zu können, entscheidend. Verbriefung, Verbürokratisierung und der vollständige Mangel der Anpassungsfähigkeit an die veränderten Bedingungen der Wirtschaft kennzeichneten die Tätigkeit der deutschen Banken. Zudem versagten sie völlig in der Kontrolle jener Unternehmungen, denen sie Kredite gaben und in deren Aufsichtsräten sie saßen. Die Fälle Favag, Karstadt, Einoleumtrust, Nordwolle, um nur die schwerwiegendsten zu nennen, die das Vertrauen zur Kreditfähigkeit Deutschlands untergruben, sind Beispiele für das absolute Versagen der deutschen Banken, deren Direktoren im Aufsichtsrat der Industrieunternehmungen die fetten Entemien in die Tasche steckten, ohne sich um die Angelegenheiten der ihnen anvertrauten Unternehmungen zu kümmern. Außer diesen industriellen Entemien ließen sich die deutschen Bankdirektoren Gehälter und Entemien bewilligen, die in dieser Höhe selbst bei den größten Banken der reichsten Länder nicht in kaufmännischer Weise gezahlt werden und selbst in den kapitalistischen Kreisen des Auslandes schon seit Jahr und Tag Anstoß erregten.

Haben die Banken die ihnen anvertrauten Kapitalien der Volkswirtschaft schlecht verwaltet, so tragen sie auch für die Schwierigkeiten des Kapitalmarktes, für das mangelnde Angebot auf dem Kapitalmarkt zu nicht geringem Teil die Verantwortung. Daß der Aktienmarkt bereits vor Ausbruch der Krise völlig leer war und daher die Unternehmungen nicht in der Lage waren, sich Anlagkapital durch Aktien zu beschaffen, obwohl diese Art der Kapitalbeschaffung die sicherste und die billigste ist, dafür trifft neben den Industrieunternehmungen auch das Bankkapital die Schuld. Die völlige Entwertung der Aktionäre und die Verewigung der Macht der Industrieverwaltungen mit Hilfe von Mehrstimmrecht und andern Methoden, wurde von den mit den Verwaltungen des Industriegroßkapitals verschwägerten Banken

Die Herren vom Amt

„Kein Geld haben wir auch keins.“ Das ist die Melodie unserer heutigen Tage, die alle Bevölkerungsschichten, vom Großindustriellen und hundertfachen Aufsichtsrat bis zum einfachen und unfreiwilligen Drückerberger erfasst hat. Auch die öffentliche Hand in Reich, Staat und Gemeinde weiß das Liedchen von der fest zugehaltenen Hand zu singen, und die Finanzgewaltigen lassen den Koffstift wie einen Berserker in den Haushaltsplänen wüten.

Alle Stände leiden nach ihren Aussagen bittere Not, mit Ausnahme der Beamten, die denn auch im Brennpunkte der Kritik stehen. Die Herren vom Amt bleiben aber davon gänzlich unberührt und sind sich ihrer Verantwortung und Wichtigkeit voll bewußt.

Und da nun der Industrie und dem Kapital das Geld und der Rat fehlt, irgend etwas zu unternehmen, so müssen die Behörden berufsfermes Gebiet betreten und von nun an allein die Wirtschaft ankurbeln. Schon allein aus dem Grunde, den prinzipiellen Kritikern eine Möglichkeit zu geben, sich über die Regiebetriebe der öffentlichen Verwaltungen zu äußern und dann bei Vergehung dieser Arbeiten im öffentlichen Interesse sich zum Ergötzen der kammenden Witwelt in unerhörtester Weise zu unterziehen.

Da sind allein nur die Sozialdemokraten, die Beamten, die Regiebetriebe und das Submissionswesen dran schuld. Man kennt ja diesen Reklot, der in aller Munde ist. Und die Herren vom Amt wissen das und handeln dann dementsprechend.

Und so waren denn endlich — Gott sei Dank — leider — wieder einmal die Arbeiten für den städtischen Neubau angegeschrieben worden und die Blumenbeete der Submissionsblätter verbreiteten einen unangenehmen und widerlichen Duft.

Herr Malermeister Schnurzel hatte das Kennen glücklich gemacht, und beneidet von seiner Konkurrenz

stolzerte er erhobenen Hauptes seinem heimatischen Büro auf dem sauber abgeseuerten Küchentisch zu, um sich nun hier die größte Mühe zu geben, Qualität und Quantität der erhaltenen Arbeit mit dem von ihm angegebenen und von Amtswegen bewilligten Betrage in Einklang zu bringen.

Auf der Arbeitsstelle erzählte er uns mit Stolz von seinem Siege, und mir allein mit Kummer von seinen Nöten. Als ich ihm entgegenete, daß es heute sogar noch Meißter gäbe, die diese Rechenaufgaben vorher lösten, schüttelte er ungläubig den Kopf. Und mit dem Brustton der Ueberzeugung erklärte er mir: „Dann ist eine städtische Arbeit überhaupt nicht zu erhalten.“

Die Herren vom Amt waren infolge des Abschlusses in fieberhafter Tätigkeit. Sämtliche Kontrollmaßnahmen wurden erzwogen und alle Ertrungenschaften der Technik in den Dienst der kriminalistisch besten geschulten Bauabteilung gestellt. Mit Zollstock, Wasserwaage, Spiegel, Blauflist, Notizblock und Füllfederhalter bewaffnet, walfeten sie ihres verantwortungsvollen Amtes. Manche Explosion wurde durch sie erzeugt und die Faust in der Tasche hatte vollauf zu tun.

So hatten auch wieder einmal lebenswürdige Auseinandersetzungen mit unserm Meister Schnurzel stattgefunden. Hochrot vor Zorn kam er zu mir und brüllte schon von weitem: „Hören Sie mal, wenn die Kommission wieder einmal kommen sollte — es wird ja sobald nicht wieder geschehen, ich hab' ihnen gründlich heimgeleuchtet —, dann sagen Sie, ich bin nicht da. Und Sie haben Vollmacht mich zu vertreten. Ich werde mich nicht mehr mit der niederträchtigen Gesellschaft herumärgern, das regt mich allemal zu sehr auf. Erst bewilligen sie einem Schandpreise und dann machen sie Ansprüche, als wenn ihre Grotten indische Paläste wären. Da muß man doch Sach und Seele zusehen. Sie müßten mich doch nun zur Bewüge kennen, daß ich mir nichts gefallen lasse. Wo ich alle Jahre mit ihnen zusammenarbeiten muß. Nein,

sie müssen mir jedesmal die Schwindtsucht an den Hals ärgern. Bei diesen Schruharbeiten ist doch sowieso kein Fennig zu verdienen, und jetzt man bei jeder Arbeit sein schönes Geld zu. Na — ich sage ja — die Sozialdemokraten, die Beamten und die Regiebetriebe! Wenn die die Finger davon lassen — wenn die bloß die Finger davon lassen wollten.“

In dieser Melodie ging es noch eine ganze Weile fort. Einwendungen dagegen zu machen hob ich mir für eine bessere Gelegenheit auf.

Am nächsten Tage kam die Kommission wieder, um die Farböne für die einzelnen Räume zu bestimmen. Ein Baurat und ein Oberbaurat, ein Akademieprofessor und ein Kunstmaler, ein Baumeister und der führende Architekt, der Bauschreiber und der Bauleiter, der Polier und noch einige mir unbekannte Persönlichkeiten.

Wir Maler spielen dabei gar keine Rolle und sind auch nicht in der Lage, auf Grund unserer mangelnden Vorbildung nach akademischen Begriffen einen Raum stimmungs-voll abzurufen. Farbentontarten gingen von Hand zu Hand. Die gewünschten Töne waren nicht darunter.

„Gehen Sie, so, ähnlich wie dieser — aber etwas blaugraubraunvioletter, — ja so — nein, noch etwas gelblicher — das war zuviel — so, nun etwas Schwarz dazu — etwas rötlicher, — so — und nun heller — noch viel heller — noch heller — Halt! das war zuviel — etwas kräftiger — ja — so ist's recht — so ist's schön — das gibt eine fabelhafte Raumstimmung — eine wunderbare Harmonie.“

So ging es von Raum zu Raum, einige Male etwas kürzer und einige Male noch etwas umständlicher.

„Also, Herr Malermeister — nicht wahr — Decke und Wand in einem Ton, aber schon gleichmäßig und zart — und vor allem genau die angegebenen Töne. Daß mir ja keine Abweichungen vorkommen. Ich habe hier einige Holztafeln mitgebracht — streichen Sie mir die Farb-

stark unterstützt. Auch haben sie der Durchführung der Deffentlichkeit seitens der Industrieunternehmungen durch falsche Berichte und falsche Bilanzen Vorschub geleistet, zumindst waren sie stets mit der Verschönerungspolitik, die letzten Endes mit ein wichtiger Grund für die Erschütterung des Vertrauens zur deutschen Wirtschaft im In- und Ausland ist, einverstanden. — Zum nicht geringen Teil tragen die Banken auch die Schuld dafür, daß die deutsche Wirtschaft mit langfristigen Auslandsanleihen, zu einer Zeit, als solche noch zu günstigen Bedingungen zu haben waren, nicht versorgt wurde und statt dessen die Versorgung vorwiegend mit kurzfristigen Auslandskrediten erfolgte, obwohl es nicht erst zum gegenwärtigen Zusammenbruch kommen mußte, damit die Gefahren der kurzfristigen Finanzierung einem jeden klar werden sollten. Indessen haben die Banken mit ihrem ganzen Einfluß die in die Krise gegen die öffentliche Wirtschaft mitgemacht und verhindert so die Versorgung der öffentlichen Wirtschaft mit langfristigen Auslandskapitalen. Diese mußte dann den inländischen Kapitalmarkt in Anspruch nehmen, was die langfristige Kapitalversorgung der privaten Wirtschaft erschwerte, um von allen andern Schwierigkeiten, die diese schädliche Politik heraufbeschwor, zu scheitern. Die Rolle der Banken bei der gewaltigen Steuer- und Kapitalflucht bedarf ebenfalls dringend der Klärung. Die Banken verfügen über gewaltige Auslandsguthaben. Im Ausweis des letzten Berichts der Reichskreditgesellschaft wurden diese Guthaben für Ende 1930 mit nicht weniger als 3,1 Milliarden Mark ausgewiesen. Als nun das Ausland in den letzten Wochen seine Kredite kündigte, mußte die Reichsbank ihren Gold- und Devisenvorrat hergeben, da die Banken angeblich nicht in der Lage waren, über jene gewaltigen Auslandsguthaben zu verfügen. Diese Guthaben sollten nämlich Fluchtgeld darstellen, die in Wirklichkeit nicht den Banken, sondern andern Kapitalbesitzern gehörten, deren Fluchtgelder die deutschen Banken verwalteten.

In ihrer ganzen Sämmlichkeit zeigte sich die Unfähigkeit der Bankleitungen zur Beurteilung der Lage noch bei der letzten Bankiertagung. Vor wenigen Wochen, als bereits durch Abzug von Auslandsgebühren das deutsche Kreditwesen erschüttert war, haben dort führende Bankiers den Mund vollgenommen mit der Behauptung, Deutschland bedürfe in Zukunft weder lang- noch kurzfristige Auslandskredite! Bald darauf mußte der Reichsbankpräsident im Ausland Rundfahrten machen, um zur Rettung dieser Banken um Kredite zu betteln.

Jetzt sollen nun diese selben Banken, die so häufig versagten, selbst mit größten Opfern der gesamten Bevölkerung gerettet werden. Auch hier wieder die „Sozialisierung der Verluste“. Indessen muß die Frage laut und immer lauter gestellt werden, ob es dabei sein Bewenden haben soll? Die privaten Banken sind für eine Sozialisierung völlig reif. In der Kredittheorie wird es kaum bestritten, daß die Vereinheitlichung und die Sozialisierung des Bankwesens gegenüber Zersplitterung und Devisenbesitz die größten Vorteile bietet. Die vereinheitlichte Staatsbank vermag den Kredit zu verbilligen, ermöglicht die Ausdehnung der Kredite, und vor allen Dingen vermag sie in Krisenlagen eine unvergleichlich größere Widerstandsfähigkeit aufzuweisen als die zersplitterten Privatbanken. Gegen die Sozialisierung der Banken konnte nur der Einwand gemacht werden, daß das ausländische Kapital, das selbst privatwirtschaftlich eingestellt ist, ein größeres Vertrauen in private Banken als in eine Staatsbank habe, obwohl hinter dieser nicht nur Aktienkapital und Reserven, sondern auch die ganze Steuerkraft der Bevölkerung steht. Nachdem aber die privaten Banken häufig versagten, muß dieser Einwand wegfallen. Deshalb glauben wir, daß die Parole für die Sozialisierung der Banken ausgegeben werden muß. Sollten die Machtverhältnisse die Sozialisierung der Banken in kurzer Frist nicht gestatten, so ist die Mindestforderung eine scharfe staatliche Kontrolle der Banken unter Beteiligung der Organe

der Arbeiterschaft, die die Folgen der Krediterschütterung mit ihrer Vereindung bezahlen muß. Es darf nicht möglich sein, daß die Bevölkerung für die Banken die größten Opfer bringt und sonst alles beim alten bleibt. A. H.

Eine gewerkschaftliche Bilanz

Trotz der auf sie einwirkenden feindlichen Mächte: Kapital, Nazi- und K.O.D.-Hese, plus beispielloser objektiver Schwierigkeiten, haben sich die freien Gewerkschaften gut behauptet, in Abwehr und Angriff Erfolge errungen. Tatsachen als Beweis. Die nachstehenden Angaben beziehen sich auf die dem Ortsausschuß des A.O.G.B. Berlin angeschlossenen Gewerkschaften, Berichtsjahr 1930. Zunächst einige Angaben, die der Krise Wucht im Berichtsbereich illustrieren. Von Dezember 1929 bis in den gleichen Monat 1930 stieg die Zahl der arbeitslos Unterstützten von 170 000 auf über 380 000, um mehr als das Doppelte. Zu diesem stärksten Auftrieb der Arbeitslosigkeit kam der erste, folgenschwere Lohn- und Gehaltsabbau unter Mitwirkung der Staatsmacht sowie der Umstand zunehmender Dauerarbeitslosigkeit. Von April bis Dezember 1930 schnellte die Zahl der Wohlfahrtsberwerblosen von 58 583 auf 116 154 hinauf. Trotz alledem war der Mitgliederrückgang nur verhältnismäßig gering. Der Gesamtmitgliederbestand betrug:

1894	1912	1925	1929	1930
38 402	311 923	294 204	393 564	379 653

Höchststand vor dem Kriege 1912. Die ganz unnormale sprunghafte Fluktuation, bestimmt durch Krieg, Nachkriegswirren, Inflation, die wie ein Sturzbach über alle Parteien und Organisationen hereinbrach, wechselweise, graduell verschieden, bewerten wir als im Jahre 1925 abgeschlossen. In den Jahren bis 1929 eine Mitgliederzunahme um rund 100 000 gleich 33,4%. Das folgende schwere Krisenjahr schließt mit einem Verlust von 13 911 Mitgliedern gleich 3,53%. Das zeugt von Festigkeit der Organisationen, von Mitgliedschaftstreue.

Die Gesamteinnahmen stiegen von 29,10 auf 29,79 Millionen Mark, die Ausgaben von 23,93 auf 25,33 Millionen Mark. Von den Ausgaben entfallen allein auf Darunterstützungen rund 14 Millionen Mark, darunter Arbeitslosenunterstützung und 6 000 000 M. Streiks, trotz Krisendruck durchgeführt, beanspruchten fast 2 000 000 M. an Unterstützungen.

Lohnbewegungen ohne Streik, mit 520 000 beteiligten Personen, darunter 252 905 Unorganisierten, endeten nur für 28 602 ohne Erfolg. Hier reiften Früchte, an denen sich auch die Unorganisierten laben. Ebenso bei den 68 geführten Streiks mit 144 813 beteiligten Personen, die nur für 295 Beteiligte ohne Erfolg endeten. Am Jahresende war für 622971 Personen die tarifliche Arbeitszeit auf 48 Stunden und weniger festgelegt. Die erzielten Lohn-erhöhungen gehen, auf das Jahr berechnet, um mehr als 5 Millionen Mark über eingetretene Lohnkürzungen hinaus.

In 4052 Betrieben wurden insgesamt 11 942 Betriebsräte gewählt, 10 371 davon sind treuherzig gewerkschaftlich organisiert. Die gewerkschaftlich-gewerkschaftliche Wohnungsbauorganisation, Gehag, Berlin, erbaute — einschließlich 4000 im Berichtsjahre — seit ihrer Gründung im Jahre 1924 8440 Wohnungen in Siedlungen, im internationalen Werturteil als mustergültig anerkannt. Eine Tochtergesellschaft der Gehag erbaute 1930 neu 2442 Wohnungen, verfügt damit über 4246 Wohnungen im Eigenbesitz, verwaltet dazu 558 der Stadt Berlin gehörenden Wohnungen.

10 339 Personen nahmen die Rechtsabteilung des Ortsausschusses in Anspruch, im Wochentagsdurchschnitt 40 Rastfuchende. Vertretungen vor Gericht erfolgten in 1939 Fällen.

Das ist ein kleiner Ausschnitt aus dem ungeheuren Tätigkeits- und Verwaltungsgebiet der Gewerkschaften, in ihren besonderen Verbandsarbeiten und in der Lösung von Gemeinschaftsaufgaben.

Rein Zweifel: Die Gewerkschaften wären in Abwehr und Angriff, in ihrer sozialpolitischen und kulturellen

Tätigkeit viel erfolgreicher gewesen, hätte nicht die unsinnige K.O.D.-Taktik ihre Arbeiten überall gehemmt, die Vorstöße des Unternehmerrums gefördert. Den Schaden trägt die Gesamtarbeiterschaft.

Lösung der Arbeiter aus der Anti-gewerkschaftsfront: Kapital, Nazis, Stahlhelmer usw., das ist der Stunde Gebot!

Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit und deutsche Rationalisierungsbewegung

Am 10. Juni 1931 konnte das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, das im Jahre 1921 vom Reichswirtschaftsministerium und vom Deutschen Verband Technisch-Wissenschaftlicher Vereine als Zentralstelle für die Wirtschaftlichkeitsbestrebungen ins Leben gerufen wurde, auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Einen wirksamen Einfluß auf die Rationalisierungsbewegungen in Wirtschaft und Technik konnten die Arbeiten des R.K.W. aber erst seit dem Jahre 1925/26 gewinnen, von da an regelmäßig Reichsmittel für diese Arbeiten zur Verfügung gestellt wurden. Auf diese letzten sechs Jahre erstreckt sich denn auch der Jahresbericht 1930. In dieser Zeit ist viel für und gegen die Rationalisierung gesagt und geschrieben worden. Mit vielen irtümlichen und einseitigen Bezeichnungen (zum Beispiel Mechanisierung, Motorisierung, Fustionierung usw.) ist die Rationalisierung zusammengepackt worden. Für viele unerwünschte Erscheinungen, mit denen sie an und für sich gar nichts zu tun hat, soll sie neuerdings haftbar gemacht werden. Demgegenüber hält das R.K.W. in seinem Bericht fest an einer richtig verstandenen Rationalisierung als der „Erfassung und Anwendung aller Mittel, die Technik und planmäßige Ordnung zur Hebung der Wirtschaftlichkeit bieten.“

In diese Feststellungen grundsätzlicher Art schließt sich ein Ueberblick über Aufbau und Arbeitsweise des R.K.W. an. Das R.K.W. arbeitet im Interesse der Sicherstellung einer völligen Objektivität ausschließlich mit Reichsmitteln. Ingesamt sind in den sechs Etatsjahren 1925/26 bis 1930/31 vom Reich 6 290 000 M. bewilligt worden. Die den arbeitenden Stellen zur Verfügung gestellten Summen belaufen sich in der gleichen Zeit auf rund 6 500 000 M. Bei der fortgesetzten Verknappung der dem R.K.W. zur Verfügung gestellten Reichsmittel (im laufenden Etatjahre 120 000 M.) konnten nur noch die dringlichsten Arbeiten durchgeführt werden. Außerdem ist nunmehr der Fortbestand des R.K.W. selbst bereits in Frage gestellt.

In übersichtlicher Form vermittelt dann der Bericht einen Einblick in die vom R.K.W. und den ihm nahestehenden Ausschüssen bearbeiteten Aufgaben und in die erzielten Arbeitsergebnisse. In diesen Ergebnissen verkörpert sich ein gut Teil der seit dem deutschen Zusammenbruch geleisteten technisch-organisatorischen Wiederaufbauarbeiten. Es ist Wert darauf gesetzt worden, daß einer Leistungssteigerung nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht beizugehen. Dabei mußte im Einzelfalle eine Prüfung nach kaufmännischen Gesichtspunkten erfolgen. Die Unterlagen für die Durchführung solcher Prüfungen zu beschaffen, ist unter anderem Aufgabe der Betriebsstatistik, der Betriebsvergleiche, der Nachzahlen, der Betriebsuntersuchungen und der Haushaltsplanung, über die der Bericht gleichfalls einen Ueberblick bietet.

Von den auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Rationalisierung durchgeführten Arbeiten seien besonders diejenigen erwähnt, die sich um die Frage „Mensch und Rationalisierung“ gruppieren. Wenn in zunehmendem Maße sich die Erkenntnis durchsetzt, daß die Rationalisierungsbewegung vom arbeitenden Menschen selbst her ihre Sinngabe und ihre Zielsetzung erhalten muß, so werden die Arbeiten auf den Gebieten der Arbeits- und Berufsausbildung, der Berufsausbildung und der Bestgestaltung der Arbeit in arbeitspsychologischer und arbeitsphysiologischer Hinsicht ganz von selbst die ihnen zukommende Bedeutung erlangen. In diesen Fragenkreis gehört vor allem auch eine Klärung der vielumstrittenen Zusammenhänge zwischen Rationalisierung und Arbeitslosigkeit.

Ohne daß zahlenmäßige Angaben möglich wären, darf auf Grund der verschiedensten Anhaltspunkte gesagt werden, daß die Wirtschaft von den vorgenannten Arbeiten und deren Ergebnissen in steigendem Maße Gebrauch macht. Die Arbeiten der Rationalisierungsstellen haben — nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern — dazu beigetragen, die Wirtschaft auf ein gehobenes Niveau moderner Betriebsführung und Wirtschaftsgestaltung zu bringen. Gemeinschaftsarbeit und Rationalisierung sind heute bereits weltwirtschaftliche Faktoren geworden, für die Wirtschaft und Allgemeinheit im eigenen Interesse die notwendige ideale und finanzielle Unterstützung ohne weiteres aufbringen sollten. Die aus dem Jahresbericht erkennbare Leistung des R.K.W. und seiner Mitarbeiter verdient das Interesse aller Wirtschaftskreise, der Behörden und nicht zuletzt derjenigen Stellen, bei denen die Entscheidung über den Fortbestand des R.K.W. liegt.

töne auf und schicken Sie mir dieselben bitte ins Amt, damit wir jederzeit die Kontrolle haben.

Die Fenster streichen wir in einem schönen Weiß und die Türen ebenfalls in demselben hellen Ton. Die Fensterbänke streichen wir diesmal aber nicht weiß, sondern schwarz. Was meinen Sie, Herr Professor? — Ja schwarz, das muß wunderbar stimmungsvoll erscheinen. Auch davon will ich Farbproben haben. — Nun wissen Sie ja Bescheid — ist sonst noch etwas zu besprechen? — Nicht? — Na, dann auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

„Da können Sie wieder einmal sehen, was die für Ansprüche machen“, sagte Meister Schnurzel, der sich in unsichtbarer Hörweite befunden hatte. „Wie die einen schikanieren, weiße Farbproben ins Amt schicken — na, die Beamten — ich sage es immer wieder — so eine niederträchtige Gesellschaft — das wird noch ein Nagel zu meinem Sarge — diese Federfuchser. Na, die Sozialdemokraten — die Beamten —“

Wir haben uns die Tönung der Räume etwas einfacher gemacht, und damit die Farbproben ja genau übereinstimmen, haben wir die Tafeln erst gestrichen, als unsere Fässer fix und fertig gemischt waren.

Dann haben wir diese Tafeln ins Bauamt geschickt. Der Baurat kam einige Tage darauf, mit den Farbtäfelchen in der Hand, seine geistige Arbeit zu befristigen.

„Aber Herr Malermeister — hier das Zimmer — das ist doch nicht der Ton — das ist doch viel grünlicher — das können wir nicht so lassen — das muß geändert werden — streichen Sie mir mal einen Streifen gleich auf die Tafel. Der Unterschied ist doch augenfällig. Den Raum rüffen wir noch einmal streichen.“

Innerlich mit mir selbst zufrieden, habe ich den Wunsch des Baurates erfüllt. Den Raum ließen wir aber wie er war.

Als nach kurzer Zeit die Baukommission die fertigestellte Arbeit abnehmen kam, galt die Bewunderung

hauptsächlich der durch eigenes Kunstempfinden erzeugten Raumstimmung. Die Qualität der Arbeit spielte die nebensächlichste Rolle.

„Ja, und wie die Farbenstimmung durch den Nebenraum behindert wird, davon gibt dieser Raum hier ein bereitetes Beispiel. Wir mußten infolgedessen den Raum noch einmal streichen. Wir benutzten infolge der Störung durch den Nebenraum Farben mit chemischen Zusammenfassungen, die völlig anders geartet sind, und haben, wie Sie hier sehen, diese wundervolle Stimmung damit erzeugt. Man hält es kaum für möglich, wie die chemischen Bestandteile der Farben und die ähnelnden Wirkungen des gelochten Weißtalles, verbunden mit den Beeinträchtigungen des Lichtes und den vorhandenen feuchten Luftströmungen Aggregatzustandserförungen hervorrufen können, die das Auge infolge der ultravioletten Ausstrahlungen außerordentlich unangenehm empfindet und ein physisches und psychisches Unbehagen erzeugt.“

„Großartig — wundervoll — eine herrliche Aussicht — einzigartig — dieses Panorama — und kann nicht durch weitere Bauten gestört werden. — Fabelhafte Raumstimmung — wenn erst die Elektrische bis hierher geht. Fahren Sie dieses Jahr auch an die Nordsee? — Billige Wohnung — so günstig gelegen,“ hört man bald aus diesem, bald aus jenem Munde.

Nach dem Rundgang eine gegenseitige konventionelle Verbeugung, und die Arbeit war abgenommen und verkauft.

„Bist du nun glücklich deine Pappschachteln los,“ fragten meine Kollegen, auf das äußerste gespannt.

„So ein Stuß — so ein Unsinn — na, ich sage ja — die neue Sachlichkeit — die Sozialdemokratie — die Beamten — die öffentlichen Regiebetriebe — nichts als Aergern — nichts als Verdruß — ein Stein des Anstoßes — ein öffentliches Aergernis,“ knurrte Meister Schnurzel voll befriedigt in seinen martialischen und achtungsgebietenden Schnurrbart. Quietschpinsel.



Schafft Arbeit für das Malergewerbe!

Meldet anstrichsbedürftige Objekte an den Reichsausschuß für Sachwerterhaltung in Berlin!

Schutz vor Wetter und Verfall! Lack und Farbe überall

Meldekarten sind beim Filialvorstand zu haben.

Unterhaltung Wien

Ein Spaziergang in Fez!

Fez, die Hauptstadt von Marokko, ist eine uralte Stadt, ihre Entstehung liegt schon viele tausend Jahre zurück. Die Stadt teilt sich in zwei Teile, den neuen europäischen Teil, der in übergroßer Zahl von Spaniern bewohnt ist sowie von vereinzelt Franzosen. Der andere Teil ist die Wohnstätte der eigentlichen Eingeborenen, des arabisch-maurischen Volkes.

Fez liegt in einem Kranz von Dattelpalmen, Mango-, Maulbeer- und Feigenbäumen, blühenden Kakteen, Oleandern, wie eine blühende Märchenstadt eingebettet. Die vielen schneeweiß gelackten Moscheen mit ihren vergoldeten Halbmonden, die prachtvollen Bauten der Europäer und die malerischen Lehmbauten und Felsenwohnungen des ver-rufenen Eingeborenenviertels gewähren einen entzückenden Anblick. Auf den engen Straßen und Gängen, in denen in offenen Schauäden Eingeborene und Juden ihr Handwerk betreiben, herrscht ein reger Verkehr. Handwerker, wie Stellmacher, Tischler, Schuster und Schneider, verrichten ihre Arbeit auf offenen Straßen. Hier ist noch nichts zu verspüren von dem modernen Fortschritt der Technik, der Maschine. Mit den primitivsten Werkzeugen gehen die Eingeborenen ihren Handwerken nach. In ihrer typischen Sitzhaltung, mit gekreuzten Beinen, verrichten sie ihre Arbeit. Man sollte meinen, es sind stumme Menschen, die da hocken und den Eindruck von Statuen machen. Von Zeit zu Zeit durchbrechen diese arbeitsamen Menschen ihre Arbeit, um zu beten. Mit dem Antlitz gegen Osten, fallen sie zur Erde und küssen diese Worte wie Mohammed und Allah werden gemurmelt, und bald hockt alles wieder stumm bei seiner Arbeit.

An anderer Stelle bietet sich dem Auge ein seltsames Bild. Vor einem alten, primitiven Webstuhl, der auf offener Straße aufgestellt ist, sitzen Araberinnen beim Weben. Eine seltene schnelle Fingerfertigkeit entfalten sie bei ihrer Arbeit; fast wirkt dieses Tun mechanisch; Entbehrung, Not und Hunger kommen im Gesicht dieser schaffenden Frauen zum Ausdruck. Es sind dies die ausgebeuteten Proletarier des Landes. Der Lohn für ihre Arbeit ist ein ganz geringer. Die Nahrung der Schaffenden besteht aus Maisbrot und Tee. Einige dieser Weberinnen haben ihre Säuglinge in einem Tuch auf den Rücken gebunden, ab und zu vernimmt man einen Schrei dieser kleinen Erdenbürger, mechanisch zieht die Frau das Tuch von ihrer Brust und läßt den kleinen Säugling trinken.

An anderer Stelle sitzen arabische Händler und bieten ihre selbstgezeugten Waren, wie Teppiche, Kopfstücker, Pantoffel und dergleichen, vornehmlich den Europäern zum Kauf an. Anzählige Bettler und Krüppel lagern in den Straßen herum. Geradezu erschreckend entstellte Gesichter kann man unter den Bettelnden feststellen; die Syphilis steht ihnen ins Antlitz geschrieben. Diese Krankheit ist geradezu verheerend in diesem Lande, Tausend und eine Nacht verbreitet. In einer Straßenecke sitzt ein Kriegskrüppel mit einem Bein und einem Arm; den Burnus, sein Ueberhang, schmückt ein französischer Kriegsorden. Auch hier kommt das Kriegselend in großem Maße zum Ausdruck; die Renten sind minimal gehalten. In großer Anzahl trifft man solche unglücklichen Kriegsoffer in den Straßen von Fez bettelnd an; das Kapital, die Bourgeoisie und ihre Opfer sind eben international.

In breiteren Straßen der Stadt findet man Cafés und Teehäuser vor. Das menschliche Ohr vernimmt aus diesen Gaststätten arabische Musik, die dumpf und unheimlich klingt. Ein reger Verkehr herrscht. Verschleierte Frauen und Mädchen vornehmer arabischer Herkunft, Araber, Marokkaner, Spanier, Franzosen, Portugiesen, Juden und Fremdenlegionäre wogen bunt durcheinander. Aus den Gebetsräumen schallen eintönige Gesänge und Gebete. Auf den Marktplätzen etablieren sich Schlangenhändler, Mystikanten und Gaukler. Wie ein verfunkenes Märchenschloß wirkt der Sultanspalast. Maurische Sklaven haben vor Hunderten von Jahren diesen Palast gebaut. Nur selten findet ein Europäer Zutritt zu den Gemächern des Sultans. Das Innere soll von großer Kostbarkeit sein. Der Schloßhof ist mit Rosäol ausgelegt. Der jetzige 17jährige Sultan kommt in seiner Nacht nicht zur Geltung. Die Regierungsgewalt sowie das Protektorat übt Frankreich aus. Der Sultan ist nur der Repräsentant des maurisch-arabischen Volkes.

In der Nähe des Sultanspalastes erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe die heiligste Kirche Marokkos, die Medina. Noch kein Europäer hat diese Moschee jemals betreten. Barfuß betritt der Eingeborene diese heiligen Hallen und verrichtet dort seine Gebete.

Fez ist Garnisonstadt des dritten Fremdenregiment. Der Camp der Fremdenlegion liegt auf den Anhöhen, die sich im Osten und Westen der Stadt erheben, und richtet drohend seine Kanonen auf die Stadt, da bereits wiederholt blutige Aufstände in Fez ausbrachen.

Im Jahr 1908 brach in Fez eine blutige Revolution aus. Die Eingeborenen wollten die Selbständigkeit ihrer Heimat erringen. Mit starker Hand unterdrückte die französische Soldateska mit Hilfe der Fremdenlegion den Aufstand. Blut floß in Strömen. Im Jahre 1925 standen die Rifflapen, die Unabhängigen Ab del Krims, vor den Toren der Hauptstadt Marokkos, Fez. Die Eingeborenen glaubten, die Freiheitskämpfe habe geschlagen, ihr Land ward frei von der französischen Soldateska. Wieder war es die vielgenannte Fremdenlegion, die den Freiheitskrieg der revoltierenden Rifflapen niederknüppelte. Der Aufstand wurde erstickt, aber es gärt im Stillen weiter. Fez, die Hauptstadt des vielmehreren Landes Marokko, ist der Sammelplatz der Revolutionäre. Nahe ist während des letzten Protektorats Frankreichs in diesem Lande auch nicht eingetreten. Rich. Blei.

Die Zeit

Die Zeit — sie hastet weiter. Wie ein Flügeltroß jagt sie durch unser trübes Weltgeschehen. Sie reißt und zerrt und stößt im Erdenstoch an dem, was lebt und webt, bleibt niemals stehen.

Sie schuf die Pflanzen, Tiere und Maschinen, gearbte Kunst und Kultur sowie Religionen. Sie preßt das riesengroße Meer der Arbeitsbienen. Sie zwang zum Krieg und zu Reparationen.

Sie schenkte uns die Rationalisierung, befehlend zeigt sie uns fliehende Bänder. Sie trieb zur Ueberkapitalisierung und stellt Kontraste: Arbeitslose und Verschwender.

Sie formte Trusts, gefräßige Syndikate und Monopole. Auch ihr eigenes Gericht schuf sie. — Doch Edelmenschen —, ach wie schade, die schenkt das Phantom Zeit uns leider nicht.

Heinrich Klade.

Das Opfer

Erzählung von Erich Grisar.

Die Frau heulte. Sie wußte nicht, was sie zu Mittag in den Topf tun sollte. Und zwar wußte sie es darum nicht, weil die Auswahl zu groß ist oder weil sie alles für ihren schmalen Geldbeutel Erreichbare schon an den vorangegangenen Tagen im Topf gehabt hatte, sondern weil sie aus nicht soviel Geld im Hause hatte, um ein paar Kartoffeln zu kochen. Nicht einmal Brot war im Hause. Und Stempelgeld gab es erst am Freitag. Heute war Dienstag.

Der Mann nahm seinen Rock vom Nagel. Er schlug den Hemdkragen zurück. Ein durch den Ring einer Bierflasche vergrößerter Knopf, der ihm den Kragenkopf ersehte, wurde sichtbar. Dann zog er den Rock an und ging. Er konnte die Seclerei nicht mehr mit ansehen. Schließlich konnte er auch nichts dafür, daß er seit Jahr und Tag keine Arbeit mehr bekommen konnte. Undern ging es genau so. Und hungern war schon schlimm genug, ohne die ewige Flennerlei als Zugabe. Will mal sehen, ob ich etwas Arbeit finde, sagte er und ging.

Das sagte er jeden Morgen, wenn er sie verließ. Und jeden Mittag kam er zurück, ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Brot, wenn es nicht gerade ein Freitag war, wo er das lärgliche bißchen Unterstützung holte, auf die er länger warten mußte, als er früher für den gleichen Betrag zu arbeiten hatte.

Die Frau saß allein. Die Tränen schossen ihr immer noch aus den Augen. Sie nahm die Schürze und trocknete sie ab. Arbeit suchen. Findest ja doch keine, sagte sie mehr für sich als für irgend jemanden, der in der Küche hätte sein können. Es lag Verachtung in ihren Worten. Verachtung für den Mann, der für das bißchen Kraft, was ihm geblieben war, nicht einmal einen Käufer finden konnte. Und das war einmal der Stärkste unter den jungen Burschen, die sie gekannt. Der Kühnste. Dem alle Möbel nachliefen. Wieder schossen ihr die Tränen in die Augen. Sie war ihm auch nachgelaufen. Und hatte ihn gekriegt. Recht so, Lieschen, sagte sie. Recht so. So viel Bitterkeit war noch nie in ihr gewesen. In all diesen Jahren nicht, die sie an seiner Seite gehungert. Denn hungern hatten sie müssen, solange sie verheiratet waren. Erst waren es die Möbel, für die sie sich das Letzte vom Munde hatten absparen müssen, dann der Unfall, der ihn monatelang im Hause hielt, und wo sie nur auf die schmale Unfallunterstützung angewiesen waren. Als er dann wieder arbeiten konnte, kam das Kind. Das war ja nun auch begraben. Aber die Schulden, die ihnen geblieben waren? Und dann die Arbeitslosigkeit. Und keinen Funken Hoffnung. Sie hatte eine Puzstelle gehabt, aber viel hatte sie da auch nicht verdient. Sie können mehr Geld bekommen. Viel mehr, sagte der Kerl, dem sie die Wohnung sauber machte, zu ihr, als sie eines Tages um mehr Lohn für ihre Arbeit bat. Aber sie müssen nett zu mir sein, sehr nett. Sie hatte ihm die Türe vor der Nase zugeschlagen, dann hatte er sie entlassen. Eine neue Stelle hatte sie nicht gefunden. Es sind viele Frauen, die zur Unterstützung ihres Mannes zuverdienend müssen. Die Stellen sind nicht dicht gesät. Aber sie kommen wieder, hatte der Kerl ihr noch nachgerufen, als sie damals ging. Sie kommen wieder. Meine Tür steht immer für Sie offen. Immer. Wie ihr dieses „immer“ in den Ohren klang. Sie durfte nicht mehr daran denken. Aber woran sollte sie denken in diesem Elend? Woran? An ihren Jammerlappen von Mann, der ihr nicht mal das bißchen Brot verschaffen konnte, das jede arme Straßenhure sich mit ihrem Körper verschafft? Da war es ausgesprochen. Straßenhure. Himmel, dachte sie. Soweit also bist du schon gekommen, daß du dich damit vergleichst. Sie ging unwillkürlich zum Spülstein, um sich den Mund abzuwaschen, der dieses Wort gesprochen hatte. Dann blickte sie durchs Fenster. Unten kam ein Kind vorbei, das ein ganzes Brot unter dem Arm trug. Sie hätte es ihm entreißen können, so brannte sie der Hunger, aber sie schloß das Fenster. Sie blickte nicht mehr hin. Eine Zeitung lag auf dem Tisch. „Puzfrau gesucht“, lasen ihre heißen Augen. Puzfrau gesucht. Zu melden bei... Das war doch der Kerl, bei dem sie gepuzt hatte. Das war doch dieses Schwein. Sie kommen nochmal zurück, hatte er gesagt. Himmel. Sie wollte nicht wieder zu diesem Kerl. Nicht um alles in der Welt. Ihr Mann fiel ihr ein. Und daß der Hunger ihn genau so schmerzte, wie sie selbst von ihm gepeinigt wurde. Schließlich, was konnte er dafür, daß niemand ihn einstellen wollte. Mühe gab er sich ge-

nug. Und er, der Jahr für Jahr für sie gearbeitet hatte, konnte er nicht verlangen, daß auch sie einmal dafür sorgte, daß er satt wurde. Schließlich war es leichter für eine Frau Brot zu schaffen, als für einen Mann, wenn sie nur bereit war, alles zu geben, was eine Frau zu geben hat. Die Welt ist schlecht, dachte sie. Gemein, schrie es in ihr. Gemein. Dann nahm sie das Kopftuch vom Stuhl, schlug es sich um und ging die Treppe hinab. Als habe sie Angst, jemand könne ihr ansehen, was sie vorhatte, blickte sie sich um. Noch, als sie schon um die nächste Straßenecke bog, blickte sie immer noch um sich, als habe sie ein Verbrechen begangen, dessen Entdeckung sie fürchtete.

Ihr Mann war nicht zu Hause, als sie, Stunden später, zurückkam. Vielleicht war er dagewesen und war wieder gegangen. Vielleicht war er gar nicht erst gekommen, weil er ja doch nichts zu essen zu erwarten hatte. Beunruhigt verließ sie das Haus nochmal, um beim Krämer einige Kleinigkeiten zu holen. Ihr fielen die Schulden ein, die sie gemacht hatte, und so machte sie einen Vogen, um zum nächsten Krämer zu gehen, der ihr, ohne auch nur einmal aufzublicken, die gewünschten Waren abwog. Das würde eine Freude sein. Und sie vergaß ganz die Erniedrigung ihrer Frauenwürde, mit der sie das Geld für die paar Dinge, die sie hier erstand, erworben hatte. Sie ließ zusammenrechnen. Und nahm noch eine Kleinigkeit, um nur nicht einen Pfennig von dem Gelde, das ihr in den Händen brannte, behalten zu müssen. Als sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstieg, begegnete ihr ein früherer Arbeitskollege ihres Mannes. Mit ihm und ihrem Manne war sie manches Mal zum Vergnügen gegangen. Trotzdem erschreckte sie, als er ihr unvermittelt auf die Schulter klopfte. Tag Lieschen, sagte er. Kannst lachen. Stumm blickte sie ihn an. Ja, lach mich nicht an, fuhr er fort. Morgen gehts wieder rund. Er hat wieder Arbeit. Dabei blickte er nach oben. Und was für welche. Er schnalzte mit der Zunge. Eben war ich bei ihm und hab ihm Bescheid gesagt von unserm Meister. Der vergißt seine alten Leute nicht. Na, geh man raus. Er ist schon ganz verrückt vor Glück und bringt sich um, daß du nicht da bist.

Ihr war plötzlich, als habe ihr jemand ins Gesicht geschlagen. Sie taumelte.

Was ist, sagte der Mann.

Nichts. Nichts.

Er versuchte sie zu stützen. Laß mich.

Der Mann ließ sie los und verließ das Haus.

Einen Augenblick später schlug auch die Frau die Hautür hinter sich zu. Man merkte ihr nichts mehr an von der Schwäche, die sie eben noch umzuwerfen brohte. Einem armen Kinde, das in der Gasse saß und heulte, blickte sie das; was sie sah, verstand sie nicht, in die kleinen Nerven.

Da, bring das deiner Mutter, sagte sie; dann ging sie mit festen Schritten die Straße hinab, die zum Hafen führte.

Mensch und Raum

Das geistige Verhältnis, das der Mensch zum Raume hat, wurde in diesen Jahren völlig gewandelt. Wir finden nicht nur diese so ganz neue und den meisten kaum schon verständliche Auffassung von der Beziehung zwischen Raum und Zeit, wie sie Einstein für das Weltall erwiesen hat. Auch in Beziehung zur nächsten Umwelt haben wir heute ein anderes Raumgefühl.

Deutlich tritt es in der Baukunst unserer Zeit zutage. So war die Fassade des Hauses früher von grundsätzlicher Bedeutung. Heute gilt als das erste und Wesentliche der Raum und seine praktische Benutzung, seine Hygiene und seine Schönheit. Und so wird das äußere Antlitz des Hauses, seine Fassade, wie es die Raumgestaltung verlangt, wie es aus dem Raumgefühl des Menschen heraus werden muß.

Und wenn wir unser eigenes Verhältnis zum Raume betrachten, dann finden wir auch da diese ganz neue, andere Auffassung von der Lebensnotwendigkeit des Raumes. Wenn die sogenannte gute Stube als überlebt gilt, so bedeutet das die Reinheit des Raumgedankens. Und auch die Ueberwindung des Ritsches, der Rippstacheln, Granatreste als Kriegsandenken und was es sonst gab und gibt, es stört den modernen Menschen in seinem Raumgefühl. Und wenn wir zur Erkenntnis einer neuen Ordnung der Möbel kommen, zum Beispiel fühlen, daß das leichte Fenster zum Wohnplatz auszunutzen ist, wie es auch die Wohnkunst heute befürwortet, so sehen wir auch da das gleiche Erwachen eines neuen Gefühls zum Raume, das den Raum in seiner Weite, Freiheit und Ehrlichkeit erleben will.

Wenn wir dann den Wanderdrang der Massen betrachten, die Zunahme des Sonntagsausflugsverkehrs, die Veruche, durch organisatorischen Zusammenschluß der wirtschaftlich Schwachen auch dem einfachen Menschen ein Recht auf Reisen zu geben und damit auf Weite und Welt, so ist das nur der gleiche Ausdruck dieses neuen Raumverlangens. Mit dem Erleben des Raumes erleben die Massen ihr Recht. Der Mensch will atmen. Der Mensch fühlt Heimat in der weiten Welt.

In der tiefsten Tiefe hängt das Raumgefühl des neuen Menschen zusammen mit seinem neuen Raumgefühl. Er ist gewachsen über die Enge des alten Menschen. Er will und glaubt. Er erkennt und verlangt. Nur in der Freiheit ihres Lebensraumes können Menschen sich erleben. Im weiten, freien Lebensraume ist der Mensch erst Mensch. Die Kunst unserer Zeit ist der Widerstand der Idee der Menschlichkeit. Der Drang nach Raum des modernen Menschen ist in jeder Beziehung nur der natürliche Ausdruck des sozialen Gedankens, der da unsere ganze Zeit bewegt und erschüttert.

AUS UNSEM VERBANDSLEBEN

Die Mechanisierung des Malerberufes

Wer einmal in den großen Sälen des Patentamtes in Berlin beobachtend umherschauen gehalten hat, wer nur einmal in den Patentschriften herumblickerte, kann sich eine kleine Vorstellung machen von dem ungeheuren Willen zur Mechanik. Vom einfachen Lockenwickler bis zu den hundert Zusatzpatenten einer großen Rotationsmaschine ist alles vertreten, was sich auch nur gedanklich mechanisieren läßt. Daß alle Erfinder große Optimisten sind, vielleicht die größten, beweisen die täglichen Eingänge in der Gitschinerstraße. Aber tausend Hoffnungen werden hier zerstört, trotz erteilter Patente; denn die Statistik weist nach, daß nur ein geringer Prozentsatz aller eingereichten Patente wirtschaftlich verwertet, oder wie der Fachausdruck heißt, ausgebeutet werden. Die Ursachen interessieren uns nicht weiter, wir freuen uns über die Tatsache, daß es immerhin nur ein kleiner Teil ist, der den Arbeiter von seinem Brotplatz verdrängt.

Ich sagte einmal an anderer Stelle, daß der Arbeiter eine starke Abneigung gegen die Maschine habe. Diese Abneigung tritt in besonderer Maße in unserem Berufe hervor. Abgesehen von einer beträchtlichen Dosis Strepitis, die der Maler allen Neuerungen gegenüber besitzt, ist es doch in erster Linie unser Beruf an sich, seine nur sehr selten durch Mechanik ersetzbare Handarbeit, die aller technischen Rationalisierung große Schwierigkeiten bereitet. Mit Ausnahme spezialisierter Berufsarten, wo zum Beispiel das Spritzverfahren eingeführt ist, beherrscht doch die Hand die Arbeitsleistung, trotz aller technischen Spekulationen. In andern Handwerksgruppen hat die Maschine den Arbeiter von seinem Platz verdrängt. Ich erinnere an Tischler, Schuhmacher usw. Überall dort, wo die Maschine Eingang gefunden hat, sind bedeutende Leistungssteigerungen zu verzeichnen. Gemessen daran ist der Malerberuf rückständig geblieben. Er schafft, rein handwerklich betrachtet, noch mit der Hand. Trotz dieser Rückständigkeit in der Mechanik, ist im Malerberufe eine nicht unbedeutende Leistungssteigerung zu verzeichnen, und da der Maler über die technischen Mittel nicht verfügt, vollzieht sie sich auf Kosten anderer Werte. Was bedeutet heute noch ein Bierstagenneubau? — Unter Kollegen scherzhafterweise eine Angelegenheit vor Frühstück. Was der andere Berufskollege mit der Maschine schafft, muß der Maler, um einigermaßen im Tempo der Zeit zu bleiben, mit Einsetzung seiner ganzen Arbeitskraft leisten. Und wo es nicht langt, und das tut es heute schon meistens nicht mehr, da geschieht es auf Kosten der Qualität.

Machen wir uns nichts vor! Es ist für Wehe dem armen Teufel, der mit überhöhter Verantwortung für die Qualität seine Arbeit so macht, daß sie nicht besser zu machen geht, er wird es bald bitter zu spüren bekommen, daß heute dafür keine Zeit mehr vorhanden ist. Der Unternehmer kalkuliert, ob gezwungen oder nicht, heute schon so, daß ein Arbeitsteilnehmer sich fast minutiös erfüllen muß, will er nicht schon eine fühlbare Einbuße erleiden. Unser Beruf ist verflucht. Wir können hier nicht einmal mehr von einer Sachlichkeit sprechen. Alles ist auf die einfachsten Methoden gebracht, nur um an der ohnehin magern Kost noch mitzöffeln zu können. Haben wir auch keine Maschinen, so haben wir doch im gewissen Sinne ein schematisch-mechanisiertes Handwerk. Und darin erleben wir vielleicht stärker als bei andern Berufskollegen den Unsegen der Mechanik. So leid es mir tut, es ist eben doch nur eine Feststellung. Wer vermöchte auch hier einen Weg zu weisen, der eine Aenderung im bessern Sinne brächte? — Es liegt eben immer nur am einzelnen, entweder mitzumachen oder diese Arbeitsmethoden abzulehnen. Aber daran ist ja heute und in absehbarer Zeit nicht dran zu denken. Vielleicht, wenn über Jahre hinaus wieder einmal eine Zeit kommt, wie wir sie 1925 hatten, und der Nachwuchs ist nicht ganz verdorben von Tempo, Technik und Sachlichkeitsmanie; kann es in unserm Berufe Freude machen zu arbeiten. Ich hoffe und wünsche das für die junge Generation. Vorläufig aber müssen wir noch die Maschinen ersehen, die noch keinen Eingang in unserm Berufe gefunden haben.

Sapientia sat! Für den Verständigen genug.

Ernst Wilhelms.

Bester Schutz gegen Weilschenbiebe

Wenn deine Deutschaufheit recht wuchert und grassiert, sageln gar bald des Hungers Weilschenbiebe — ungeniert...

Unsere Arbeiterführer, denen es vor Jahrzehnten in mühevoller Tätigkeit gelang, vor allem Klassenbewußte Arbeiter mit dem Kontakt der sozialistischen Idee zu verbinden, schufen in erster Linie das Fundament freier Gewerkschaften. Die damaligen Köpfe waren sich jedenfalls darüber einig, daß nur eine starke Gewerkschaft die Arbeitsmöglichkeiten mit einer entsprechenden Lohnskala sichern und verwirklichen kann.

Nur die freie Gewerkschaft verheißt die Annehmlichkeiten einer disziplinierten Gemeinschaft. Ohne diese Organisation ist der sozialistische Aufstieg unmöglich. Wäre die schaffende Bevölkerung zu 80 % organisiert, so hätten wir andere — bessere Zeiten — als die, die gegenwärtig uns bedrücken... Jetzt erst wirken sich die Folgen einer unverzeihlichen Oberflächlichkeit aus: die meisten gehen stempeln —

Der Arbeitslose ist ja weiter nichts als ein degradiertes Krüppel der Wirtschaft; er findet zunächst im Lazarett — genannt Arbeitsamt — Aufnahme; hier bekommt er jede Woche seine „Liebesgabe“: seine paar Hungergrößen ausgehändigt. Nach Ablauf einer bestimmten Zeit ist so eine arme Kreatur „ausgesteuert“

Die Hoffnungslosen oder „Schwerkranken“ der Wirtschaft suchen Zuflucht in der großen Halle der Wohlfahrtspflege... Hier werden die hungrigen Geister — damit sie nicht ganz verrückt werden — mit der weltumspannenden Narretei christlicher Barmherzigkeit abgefüttert; ergo: jährlich 15 000 Selbstmorde in Deutschland.

Kurz gefaßt: Der Kapitalismus peiniget den Körper der Arbeitnehmer mit der Pestbeule der Arbeitslosigkeit. Diese Hungerpeitsche kann man aus der Welt schaffen: Kollegen, nehmt euch die Idee der Organisation zu Herzen — werdet Mitglied unseres Verbandes! — Dann bürgt die Zukunft auch für Existenzsicherheit freier Menschen. Paul D. Porstendorfer, Chemnitz.

Karlsruhe. Die hiesige Filiale hatte die Kollegen auf den 12. Juli zu einer Jubiläumfeier nach der Zahlstelle Deuschneureuth eingeladen. Es galt den Senior der Filiale, den Kollegen Josef Kraus, für vierzigjährige Mitgliedschaft und ferner den Kollegen Seitz für 25jährige Mitgliedschaft zu ehren. Kollege Kraus bekleidet seit nahezu zehn Jahren das Amt des Vorsitzenden der Filiale und hat auch vorher stets in den vordersten Reihen unserer Filiale gekämpft. Der Einladung zur Feier waren die Kollegen mit ihren Familienangehörigen in großer Zahl gefolgt, so daß der geräumige Saal dicht besetzt war. Ein abwechslungsreiches Programm sorgte für genussreiche Unterhaltung. Als Vertreter des verhinderten Bezirksleiters fuhr, Stuttgart, nahm Kollege Heiber, Stuttgart, an der Feier teil. Ferner waren Kollegen aus Heidelberg, Baden-Baden, Rastatt, Lohrn und Haueneberstein herbeigezogen. Von den Karlsruher Gewerkschaften hatten die Metallarbeiter, der Gesamtverband und andere Organisationen Vertreter entsandt. Der Arbeiter-Gesangverein Deuschneureuth gab einige wirkungsvolle Vorträge zum Besten. Die Ehrung der Jubilare im Namen der Organisation erfolgte durch den Kollegen Viebrücher, den Geschäftsführer der Filiale. Er hob insbesondere die gewerkschaftliche Treue während 40- und 25jähriger Mitgliedschaft hervor und bezeichnete die Jubilare als Vorbild für die jüngeren Kollegen. Als äußeres Zeichen der Anerkennung erhielt Kollege Kraus einen Sessel als Geschenk, während dem Kollegen Seitz die Ehrenurkunde nebst einem kleinen Geschenk ausgehändigt wurde. Kollege Kraus dankte für die erwiesene Ehrung und mahnte in der ihm eigenen temperamentsvollen Weise zur Einigkeit und Geschlossenheit und zur weiteren Stärkung der Organisation. Hierauf hielt Kollege Heiber, Stuttgart, eine wirkungsvolle Festsprache, die in einem Appell an die jungen Kollegen, den Jubilaren nachzueifern, anklang. Ein gut gelungenes Theaterstück, einige Vorträge ernster und hehrer Art, hielten die Festteilnehmer bis nach Mitternacht zusammen, die in dem Gefühl voneinander schieben, auch einmal angenehme Stunden verlebt zu haben. Auch auf die Stärkung unserer Organisation wird diese Feier nicht ohne Einfluß sein.

Mainz. Am 11. Juli feierte unsere Filiale im großen Saal des „Goldenen Pflug“ in althergebrachter Weise ihr 35jähriges Stiftungsfest, mit Ehrung der diesjährigen Jubilare.

Nach einem Musik- und Gesangsvortrag nahm Kollege Karla die Ehrung der Jubilare vor, wobei er unter anderem ausführte, daß am 17. Mai dieses Jahres die Filiale Mainz auf ihr 35jähriges Bestehen zurückblicken konnte. An diesem Tage, vor 35 Jahren, trat auf Veranlassung der Kollegen Weißbecker und Eisinger eine kleine Gruppe von 13 Kollegen zusammen, um die Gründung der Filiale Mainz vorzunehmen, in der festen Überzeugung, daß nur durch den Zusammenschluß aller eine Verbesserung der Lebenslage in unserm Beruf zu erreichen sei. Heute, nach 35 Jahren, nach vielen Kämpfen und Opfern, aber auch nach vielen Erfolgen, sei unsere Filiale auf eine über 1000 Mitglieder starke Organisation herangewachsen, die ihren Gegnern schon oft Achtung und Respekt eingeflößt habe. Wenn auch im gegenwärtigen Moment die Verhältnisse in unserm Gewerbe und darüber hinaus überhaupt alles andere als befriedigend seien, so könne doch kein Mensch die seit der Gründung der Filiale erzielten Erfolge bestreiten. Auch unsere Unterstützungseinrichtungen haben die Notlage so vieler Kollegen gemildert. An 35 invalide Kollegen sei im vergangenen Jahre, von April bis Dezember, die stattliche Summe von 6000 M ausgezahlt worden, und gerade diese Unterstützung unseres Verbandes sei der beste Beweis dafür, daß die Organisation auch die alten Kollegen, die treu zu ihr gehalten haben, reichlich entschädigt. Trotzdem der Tod uns manchen alten, treuen Kämpfer entrissen habe, stehen noch über 150 Kollegen in unsern Reihen, die bereits 25 Jahre und länger der Organisation angehören, und auch heute seien wir wieder in der Lage 16 Jubilare mit 25jähriger Mitgliedschaft zu ehren zu können.

Kollege Karla nahm darauf die Ehrung der Jubilare vor, beglückwünschte sie im Auftrage der Hauptverwaltung, der Bezirksleitung und der Filiale Mainz und sprach ihnen Dank und Anerkennung aus für die Mitarbeit und Treue, die sie seit 25 Jahren in guten und bösen Tagen dem Verbande gewährt haben. Mit dem Wunsch, daß ihnen nebst Angehörigen noch recht viel Glück und Sonnenschein beschieden sein möge, bei bester Gesundheit den Angehörigen und der Organisation erhalten zu bleiben und daß es ihnen vergönnt sein möge, noch recht lange die segensreichen Auswirkungen der Organisation genießen zu können.

An die junge Kollegenschaft richtete der Redner die Aufforderung, sich an diesen treuen Kämpfern der Organisation ein Beispiel zu nehmen, das mit vieler Mühe und großer Opfern geschaffene Werk hochzubalten und weiter auszubauen. Er forderte auch weiterhin zur

Treue zum Gesamtverband und zur gesamten freien Arbeiterbewegung auf und schloß seine Ausführungen mit einem dreifachen Hoch auf die gesamte Organisation, die Filiale Mainz und besonders aber die Jubilare.

Dem offiziellen Teil folgte nun der gemütliche. In bunter Reihenfolge wechselten Gesangs- und humoristische Vorträge sowie Länze der Koftheimer freien Turnerinnen ab.

Mainz. Am 16. Juli fand im Metallarbeiterheim unsere zweite Vertreterkonferenz statt. Sie war besucht von 35 Kollegen, die 17 Zahlstellen vertraten. Kollege Karla führte in seinem Bericht über das erste und zweite Quartal aus, daß das Jahr 1931 bisher noch schlechter war als das vergangene Jahr, und daß im Januar dieses Jahres innerhalb unserer Filiale eine Arbeitslosigkeit wie nie zuvor zu verzeichnen war. Von 1044 Mitgliedern standen abzüglich der Lehrlinge und Invaliden zeitweilig nur 75 Mann in Arbeit. Wenn sich dieser Zustand auch gebessert habe, so sei die Zahl der Arbeitslosen immer noch fast doppelt so groß wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres; denn die wenigen bisher ausgeführten Arbeiten hätten nicht genügt, den Arbeitsmarkt fühlbar zu entlasten. Ein Hoffnungsschimmer sei jetzt durch das Eingreifen Amerikas vorhanden; es wäre aber falsch, zu glauben, daß eine Besserung der Situation von heute auf morgen eintreten würde. Es sei selbstverständlich, daß diese Zustände ungünstig auf die Organisationsverhältnisse einwirkten, deshalb sei es aber um so erfreulicher, feststellen zu können, daß wir den Mitgliederbestand voll und ganz halten konnten, daß die wenigen Abgänge durch die gleiche Zahl von Zugängen ausgeglichen wurden. Mainz könne sich rühmen, eine der bestorganisierten Filialen Deutschlands zu sein; denn in ihr seien bis zu 95 % der anfähigen Kollegen organisiert, die letzten 5 % müßten aber auch noch gewonnen werden. Auf die Lohn- und Tarifverhandlungen der Duzer und des RWB, ging Kollege Karla auch ein; im großen und ganzen würden die Tarife eingehalten. Schwierigkeiten entstanden in Bingen und Kreuznach. In Bingen wurden diese durch Verhandlungen mit der Innung ziemlich beseitigt, während in Kreuznach bis heute leider noch der Zustand bestehe, daß der Tariflohn in der festgesetzten Höhe nicht zur Auszahlung komme. Die Schuld liege zum Teil an unsern eigenen Kollegen. Es müsse ihre Aufgabe sein, wenn sich die Verhältnisse wieder etwas bessern sollten, Remedur zu schaffen. Es bestanden dann noch Schwierigkeiten bezüglich der Einhaltung des Tarifes in einem Betrieb der Metallindustrie. Die Bewegung wurde durch das Eintreten des Stahlhelms als Streikbrecher gerichtet.

Der Kasernenbestand beträgt zur Zeit 1389 M. Trotz einer ganz beträchtlichen Wunderrücknahme sind die Ausgaben an Unterhaltungen bedeutend gewachsen. Die Entwicklung der Lokasterbekasse sei in bezug auf die Entwicklung des Kasernenbestandes eine recht zufriedenstellende. Der Kasernenbestand einschließlich der Rückstände betrage zur Zeit rund 8000 M. Da die Sterbekasse nicht nur Selbstzweck, sondern auch Mittel zum Zweck sei, indem sie eine starke Bindung der Kollegen zur Organisation im Befolge habe, müsse sie noch mehr unterstützt werden.

Erfreulich und ein Beweis dafür, daß ein großer Teil unserer Kollegen unter allen Umständen sein gutes Recht gewahrt wissen will, sei die Tatsache, daß in stark zunehmendem Maße die Hilfe der Organisation bei Rechtsstreitigkeiten bei den Arbeitsgerichten und Arbeitsämtern in Anspruch genommen wurde. Bis jetzt wurden schon 35 Klagen durchgeföhrt (1930: 28 Klagen) und für unsere Kollegen die Summe von 1474,72 M gerettet. Kollege Karla forderte auf, immer und überall die tariflich gewährten Rechte durch die Organisation geltend zu machen, andernfalls jede Abmachung zwecklos sei.

Zum Schluß führte er noch an, nachdem eine Hälfte des Jahres hinter uns liegt, daß sie uns nichts Gutes gebracht, vielmehr große Opfer auferlegt und unsere Nerven auf eine harte Belastungsprobe gestellt hätte. Nichts wäre jedoch verkehrter als den Kopf zu verlieren und sich von unbesonnenen Elementen hinreißen zu lassen, die bewußt auf die Zerstörung der gewerkschaftlichen Einigkeit hinarbeiten. Nur eine einigte und geschlossene Organisation sei in der Lage sich selbst zu helfen, und sie werde dieses auch tun, wenn der geeignete Moment vorhanden wäre. Schon mehr als einmal sei die Arbeiterschaft schwersten Prüfungen ausgesetzt gewesen, sie würde sich auch jetzt behaupten, allen Gegnern zum Trotz, denn: „Leicht ist die schwache Kraft des einzelnen gebrochen, vereinte Kräfte wird man niemals unterjochen.“

Zu Punkt 2 der Tagesordnung gab Kollege Karla in einem längeren Referat einen ausführlichen Bericht des Verbandstages in Breslau. Ergänzt wurde dieser Bericht durch den Kollegen Groß. Die Diskussion war ruhig und sachlich. Gegen 9 Uhr schloß Kollege Lüft die gut verlaufene Versammlung, die wieder erneut ein bereitetes Zeugnis von dem in der Filiale herrschenden guten Geist ablegte.

Berufsunfälle

Senftenberg. Noch gut davon gekommen. Kollege Johann Mozek, der an der Eifenkonstruktion der Sodafabrik beschäftigt war, stürzte aus etwa 7 1/2 m Höhe ab und fiel, da er mit den Händen Halt suchte, auf die Füße. Außer einem Bruch des Mittelfingers trug Mozek eine Splitterung am Knie davon. Der Verletzte wurde nach dem Krankenhaus Lautawerk überführt. Wir wünschen dem Kollegen Mozek eine baldige Besserung.

„Der bedauernswerte „Nur-Muskelarbeiter“ und die gutmütigen „Geistesarbeiter“

Daß es ausgerechnet ein Lehrer einer technischen Hochschule sein muß, der in gar nicht mehr zu überbietender Weise öffentlich hinterweiltliche Ansichten über das Gesellschafts- und Wirtschaftsleben äußert, ist ganz besonders bedauerlich, bedauerlich für das ganze deutsche Volk. Denn die technische Wissenschaft, das technische Verstehen und Können wird für unsere deutsche Zukunft entscheidender sein als irgend etwas sonst. Es hängt sehr viel davon ab, wie unsere technische Jugend unterrichtet wird. Die technische Jugend muß selbstverständlich gründlich in die technischen Wissenschaftsgebiete eingeführt werden. Aber es muß auch sehr großes Gewicht darauf gelegt werden, daß sie die Tatsachen des Lebens, des wirtschaftlichen, aber ebenso sehr auch des sozialen Lebens richtig verstehen lernt. Von wissenschaftlichen Theoretikern, von hochmütigen Rassenmenschen, von Bürokraten gibt es gerade in Deutschland auf allen Gebieten der sogenannten geistigen Arbeit übergenug. Es ist eine ganz besonders deutsche Krankheit, Form und Schema und Theorie und Wissen zu überschätzen und natürliche Menschlichkeit, Freigefühl und Selbstständigkeit und vor allem praktische Tüchtigkeit zu unterschätzen. Wenn nun aber ein Professor einer technischen Hochschule in grauenhaft weltfremder Weise über die Arbeitslosen und die Handarbeiter redet — von dem Beleidigten gar nicht zu sprechen —, dann muß man um die akademische deutsche Jugend wirklich sehr besorgt sein. Denn: Ist dieser Nachener Professor eine Einzelercheinung oder gibt es seines Schlages, wenn auch vielleicht in nicht ganz so krasser Form, noch mehr? Das ist die bange Frage, die hier für den Volks- und Volksstaatsfreund und für den sich mitverantwortlich wissenden Staats- und Wirtschaftsbürger auftaucht. Und deshalb darf nicht stillgeschwiegen werden zu den Worten des Professors Schreiber, die die Zeitschrift „Technik und Kultur“ zu veröffentlichen für gut hielt.

Daß ein Hochschulprofessor in der heutigen bittersten Zeit der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten es wagt und es überhaupt fertigbringt, die von jedem nachdenklichen und ernsten Menschen so sehr ob ihres harten Geschicks bedauerten Arbeitslosen „Arbeitschene“ zu nennen, ist empörend. Aber schließlich paßt diese Blindheit gegenüber den Lebensstatsachen nur zu dem übrigen, was in dem Aufsatz gesagt wird. Es heißt da:

„Der Ertrag eines industriellen Wertes muß zwischen Leitern, Mitträgern der Verantwortung und Muskelarbeitern geteilt werden. Nach einem unabänderlichen Naturgesetz muß diese Teilung so vorgenommen werden, daß diejenigen, die nichts als Muskelarbeiter sind, die auch nicht das geringste bißchen Geistesarbeit leisten, der jedesmaligen, durch die fördernde Geistesarbeit der früheren Geschlechter ermöglichten Lebenshaltung des Volkes entsprechend nur gerade leben können. Dieses Gesetz der Lohnteilung ist darin begründet, daß nur die fördernde Geistesarbeit die Verringerung der Lebenshaltung des Volkes ermöglicht, während die Muskelarbeiter an dieser Verringerung keinen Teil haben. Sie könnten bestenfalls die augenblickliche Lebenslage aufrechterhalten, aber auch das wird ihnen nicht gelingen. Der Nur-Muskelarbeiter hat auf Grund seiner Muskelarbeit nur Anspruch auf eine Lebenshaltung, wie sie die ersten Menschen auf der Erde, also vielleicht der Neandertalmensch, besaß. Das, um was seine jetzige Lebenshaltung besser ist, verdankt er ausschließlich der Gutmütigkeit der Geistesarbeiter, die ihm von dem Ertrag ihrer Geistesarbeit freiwillig abgeben.“

Daß so ein minderwertiges Geschreibsel heutzutage noch Platz in einer Zeitschrift findet, erklärt sich wohl aus der deutschen Uebererschätzung sogenannter „Autoritäten“. Das Gewand, in das die „Gedanken“ gekleidet worden sind, ist ebenso häßlich, wie die „Wissenschaft“, die hier von einem ihrer Vertreter verzapft wird.

Gibt es denn überhaupt „Nur-Muskelarbeiter“? Nein. Einen solchen Handarbeiter oder Maschinenarbeiter, wie er hier gezeichnet wird, gibt es nicht. Auch der ungelernete Arbeiter kommt längst nicht mit seiner Muskelkraft aus, wenn er innerhalb der Volkswirtschaft seine unentbehrliche und nützliche Arbeit wahrnimmt. Und der gelehrte Arbeiter schon ganz und gar nicht. Hat der Professor der Technik denn so wenig von dem Arbeiten

der Technik gesehen? Wie kann jemand der Technik dienen, wenn er sie so wenig in ihrer praktischen Wirksamkeit kennt, wenn er die Menschen, die sie anwenden, so — mißachtet. Es ist wohl lange nichts Aufreizenderes gegen die Arbeiterklasse geschrieben worden als das, was hier ein Professor einer technischen Hochschule schreibt.

Eins ist erfreulich: die Arbeiter haben allgemein eine große Achtung vor der technischen Wissenschaft. Sie glauben allerdings, daß sich der Wissenschaftler mehr als es durchweg üblich ist, um die praktische Anwendung der Technik bemühen müßte. Es ist etwas Großes um alle wahre Wissenschaft, nicht zuletzt um alle wahre technische Wissenschaft! Nichts wäre mehr zu bedauern, als wenn die unsinnigen Ausfälle eines lebensfremden Professors in der Weise ein Echo in der Arbeiterschaft fänden, daß Verachtung mit Verachtung beantwortet würde. Das entspräche allerdings einem „Naturgesetz“. Aber der Nachener Professor wird von der viel zu verständigen Arbeiterschaft gar nicht ernst genommen werden. Und das ist gut. Denn unsere Arbeiter brauchen ihre Hochachtung, die nicht selten Liebe ist, zur Technik. Sie brauchen sie, weil die Aufgaben, die sie in der volkswirtschaftlichen Arbeit wahrnehmen, viel geistige Regsamkeit und viel geistiges Anspannen und Ganz-bei-der-Sache-sein erfordern. Gott behüte Deutschland vor so gering einschätzenden Arbeitern, wie sie der Aufsatz in „Technik und Kultur“ darstellt. Deutschland wäre unfehlbar für immer verloren. Aber Gott behüte auch Deutschland vor solchen Vertretern der technischen Wissenschaft. Auch das kann unser Gesellschafts- und Wirtschaftsleben nicht ertragen und unser Kulturleben schon gar nicht.

Die Befruchtung der Wirtschaftsarbeit durch den Geist begabter Menschen und ebenfalls durch die Willens- und Tatkraft, den Wagemut und Kampfesmut der Starken zu verkennen, wäre äußerst kurzichtig. Aber der Fortschritt ist doch schließlich ein etwas weniger einfacher Vorgang, als der Nachener Professor der Welt glauben machen will. Neue Gedanken müssen in eine geistige Luft hineinhallen, die sie trägt, weiterträgt. Die Geistigkeit ist nicht nur bei den Geistesarbeitern allein zu suchen, sondern überall. Der Nur-Muskelarbeitermensch, der Maschinenmensch ist eine Unmöglichkeit. Es ist vielmehr so: unter Geistesarbeit faelt sehr, sehr viel, was nicht mehr sehr oft weniger Geistigkeit erfordert als die Handarbeit. Daran ändert auch das laufende Band und so manches andere nichts, was die neuere Zeit gebracht hat. Henry Ford, der die Arbeit der Gegenwart vielleicht am meisten durch eigene Gedanken und persönliche Willens- und Tatkraft und Geschicklichkeit beeinflusst hat, hat eine äußerst große Meinung von dem Mann der praktischen Arbeit. Und er hat diese seine Hochachtung vor dem Arbeiter der Praxis im lebendigen Leben gewonnen. Er weiß besser als mancher Nur-Geistesarbeiter, wie anscheinend der Nachener Professor einer sein möchte, daß der gesamte wirtschaftliche Arbeitsvorgang denkende, nachdenkende, weiterdenkende Menschen braucht. Er erklärt das deutlich in seinem Buch: „Mein Leben und Werk“. „Was wir im Laufe der Zeit an Können und Geschick hinzugelernt haben, verdanken wir alles unseren Feuten. Es vergeht kaum eine Woche, daß nicht irgendein Fortschritt an Maschinen oder in dem Produktionsverfahren gemeldet wird, mitunter sogar in direktem Gegensatz zu den landläufigen „besten Produktionsmethoden.“

Das zu hören, ist ungleich mehr wert, als was ein Junggelehrter annähernd der Doffentlichkeit zu bieten magt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird jede Arbeit hoch geehrt. Es mag den Deutschen selbstbewußt stimmen, zu hören, daß gerade die Amerikaner die deutsche Geistigkeit wohl zu schätzen wissen. Sie tun es wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie wissen, wie sehr Handarbeit und Geistesarbeit aufeinander angewiesen sind. Volkswirtschaft ist ein Ganzes. Und deshalb ist es ein Unsinn, zu sagen, daß die Geistesarbeit der Geistesarbeiter der vorausgegangenen Geschlechter erst die heutige Lebenshaltung der Menschen ermöglicht hat. Man denke doch nur einmal fünf oder auch noch einige Jahrzehnte mehr zurück und stelle sich dann das Leben und Arbeiten in einem Neulande wie, Amerika vor. Selbstverständlich hat nicht die Nur-Muskelarbeit die staunenerregende Entwicklung Amerikas möglich gemacht. Aber noch weniger die Nur-Geistesarbeit. Wenn es eine Nur-Muskelarbeit gibt, wird es ja wohl auch eine Nur-Geistesarbeit geben

müssen. Es gibt weder das eine noch das andere. Aber in Deutschland ist die sogenannte Geistesarbeit vielfach überschätzt und die sogenannte Handarbeit unterschätzt worden. Gegenwärtig ist es auch manchmal umgekehrt.

Solche Entgleisungen, wie sie dem Nachener Professor passieren, sind, möchte man lieber fast glauben, nur in Deutschland möglich. Der Satz vom „Lande der Dichter und Denker“ hat schon viel Verwirrung angerichtet. Ganz allgemein überschätzt man in Deutschland das in allerhand Examen nachgewiesene Wissen, überschätzt man Formen, Regeln, Gebundenheiten aller Art. Wer nicht irgend einen Berechtigungschein vorweisen kann, zählt kaum irgendwo mit, bei den „Geistesarbeitern“ schon gar nicht. Diese „Geistesarbeiter“ sollen zwar nach Professor Schreiber sehr gutmütig sein. Sie geben den „Neandertalmenschen“ freiwillig vom Ertrag ihrer gewaltigen Leistungen ab, das heißt vom Ertrag, der hervorgeht aus der gesamten Geistesarbeit vorausgegangener Geschlechter von geistig Tätigen. Die wirklich geistig Schaffenden sind wohl zu allen Zeiten tatsächlich so gutmütig gewesen. Bahnbrechende geistige Schaffenskraft ist ja fast immer um den Lohn ihrer Arbeit betrogen worden. Gewöhnlich wurde ihr geistige Pflichtigkeit und Berissenheit zum Verhängnis. Ihr Geistesertrag muß nicht nur praktischer Sinn- und Lebensverständnis hinzukommen, sondern auch sittliche Kraft. Der Nur-Geistesarbeiter wäre, für sich in den Kampf des Lebens gestellt, wahrscheinlich noch hilfloser als der Nur-Muskelarbeiter. Aber an den geistig Schaffenden denkt wohl der Nachener Professor weniger. Er hat eine geistige Sippe im Auge, er denkt an Geistesarbeit, an das ganze Formwesen in Bildungsfragen an all das Ungefunde, das schon so unendlich viel Unheil in Deutschland angerichtet hat. Diese „Geistesarbeiter“ sind höchst unzulässig und ganz und gar nicht gutmütig. Sie haben leider noch allerhand Einfluß und Macht. Und deshalb müssen die „Muskelarbeiter“ zusammenhalten und nach wie vor zielbewußt und tatkräftig um ihr Recht als Staats- und Wirtschaftsbürger und als gleichwertiger Mensch kämpfen. Eine allweise Natur verteilte die Gaben verschieden unter die Menschen. Einer soll den andern ergänzen und fördern, aber nicht verachten, nicht ausbeuten.

Ein Weg zur Arbeit

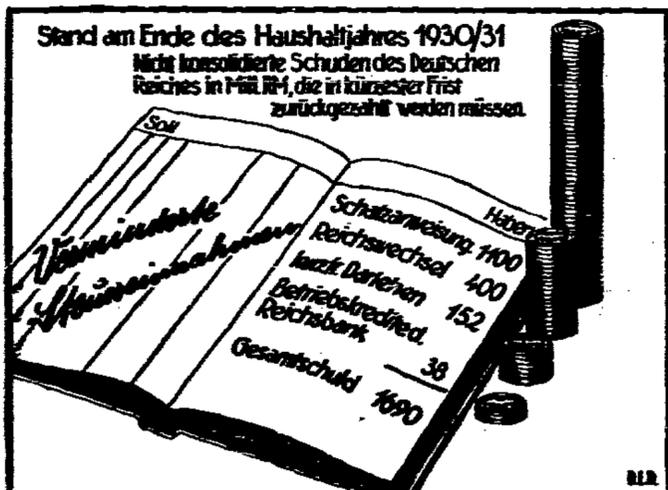
Arbeitsbeschaffung durch proletarische Selbsthilfe.

Immer und immer mehr wird es offenbar, daß alle Versuche der Regierung, aus der Wirtschaftskrise herauszukommen, scheitern. Wenn auch die monatlichen Unzulänglichkeit berichten, so wissen wir doch, daß dieser Rückgang nur ein scheinbarer ist, da ja die meisten der aus der Erwerbslosenfürsorge Ausscheidenden, der Wohlfahrtspflege anheimfallen. Für die Betroffenen selbst bedeutet das eine weitere Verschärfung ihrer bitteren Notlage und für die noch in Arbeit stehenden eine weitere Belastung, da sich die derzeitige Regierung nicht dazu entschließt, eine Lösung des Problems auf Kosten der Grobverdiener und -pensionäre durchzuführen. Interessant wäre es, einmal zu erfahren, wie sich im einzelnen die bisherigen Maßnahmen der Regierungselite ausgefallen haben, was heißt für die Allgemeinheit. Denn das, was an den vielerlei Versuchsgrundungen beteiligten Kapitalisten- und Bankengruppen dabei Verluste gehabt haben, ist sicher nicht anzunehmen. Was ist, um ein Beispiel herauszugreifen, aus der vor etwa Jahresfrist mit so viel Zeitungsschreiberei gegründeten „Deutschen Gesellschaft für öffentliche Arbeit“ herausgekommen? Wo sind die legendären Ergebnisse derselben? Angefichts der riesigen Beträge und der zahlreichen aufgenommenen und zu verzinsenden Anleihen fragt man natürlich nach Erfolgen, und wenn diese unsichtbar bleiben, nach den Ursachen der Fehlschläge. Die Beantwortung solcher nicht unbedeutenden Fragen wollen wir aber den dazu Berufenen und sogar Verpflichteten überlassen, aber ein Uebergeben durch Stillschweigen kann die Doffentlichkeit nicht dulden. Also U. U. w. g.

Meine Ausführungen sollen aber nicht nur Kritik sein, sondern ich will versuchen, einen Ausweg zu zeigen, der über den Weg der gewerkschaftlichen Selbsthilfe führt. Ich will aber gleich an dieser Stelle zum Ausdruck bringen, daß die Grundgedanken meiner Idee in den Gedankengängen unseres verdienstvollen Vorkämpfers für praktischen Sozialismus, S. Peus, wurzeln. Seine kleine, aber zweifellos bedeutungsvolle Broschüre „Zwangssparen und Genossenschaftliche Gartenstadt“ hat mich dabei inspiriert. Fortgesetzt hören wir, daß eine Belebung der hauptsächlichsten Schlüsselindustrie, des Baugewerbes, und des hohen Sinfendienstes. Und gerade in der Bauindustrie sind gemeinnützige Unternehmungen der Arbeiterschaft schon verhältnismäßig stark interessiert. Überall gibt es „Bauhütten“, „Malerbünde“ usw. Auch diese Einrichtungen sind durch die Krise gefährdet beziehungsweise können sich nicht so auswirken, wie es im Interesse der Gesamtarbeiterschaft wünschenswert wäre. Hier wäre meines Erachtens der Hebel anzusetzen, um eine Umkehr von den bisherigen Versuchen zur Abänderung der Wirtschaftsnot zu erzielen.

Viele Wenig machen ein Ziel, vereinte Kräfte führen zum Ziel! Dieser alte Wahlspruch der Arbeiterschaft möge unser Leitpruch sein. An Stelle der weiteren Steigerung der Extrarbeiträge möge der ADGB von allen heute noch in Arbeit stehenden Gewerkschaftern einen wöchentlichen „Baugroschen“ erheben, der von den Lokalkassierern, ohne daß weitere Ankosten entstehen dürfen, der nächstgelegenen Zahlstelle der Arbeiterbank unverweilt zugeführt wird. Die bei der Zentralkasse der besagten Bank einlaufenden nicht unerheblichen Beträge werden zur Finanzierung des Kleinhausebaus verwendet. Nicht etwa zur Anlage von Großhäusern. Nein, das Ziel ist ja Arbeitsbeschaffung; wenn wir mit dieser gleich einen Teil des Wohnproblems mitlösen können, so wollen wir uns dieser Tatsache freuen. Also ich denke mir den Verlauf der Sache etwa folgendermaßen: Wenn der durch einfache Verkettung des Vorhandes zur Erhebung kommende wöchentliche Baugroschen erstmalig zur Ausführung

Die schwebende Schuld des Reiches



als im Vorausschlag vorgesehen war. Auch die Ueberüberschüsse der Reichsbetriebe waren niedriger, andererseits gingen aber die Ausgaben für die Soziallasten bedeutend in die Höhe. Im vorbeigehenden Haushaltsjahre mußten an die Arbeitslosenversicherung statt 380 Millionen, 630 Millionen RM. gegeben werden, 70 Millionen mußten mehr für die Kriegsanterstützung ausgegeben werden, und auch die anderen Teile des Defizits waren durch die Not des deutschen Volkes zwangsläufig notwendig. Die Abdeckung der schwebenden Schuld wird diese Geldsumme wieder für die Markt frei machen.

Die schwebenden Schulden des Deutschen Reiches

In dem Aufrufe der Reichsregierung, anlässlich des Inkrafttretens des Hooverfeierjahres, versicherte Reichsfinanzminister Dr. Brüning, daß die uns in diesem Jahre gestundete Summe, zur Sicherung der öffentlichen Finanzen verwendet werden würde. Am 31. März 1931 hatte das Deutsche Reich eine schwebende Schuld von 1690 Millionen RM., die also von der Reichsbank und den Privatbanken zur möglichst raschen Rückzahlung dem Reich zur Verfügung gestellt war. Durch das Hooverfeierjahr wird das Reich etwas über 1 1/2 Milliarden einsparen, die es also nicht an die U.S.A. bezahlen muß, bezw. von dieser als Kredite zurückhält. Fragt man nun, wie dieses Defizit entstehen konnte, so muß man feststellen, daß zunächst 850 Millionen Steuern weniger eingingen, infolge der Wirtschaftsnot,

gelommen ist, wird unverkündet an die Ausführung des Planes herangegangen. Da nach einem durch einen freiwilligen kostenlosen Wettbewerb unter den freigeberischen Architekten und Bautechnikern zu ermittelnden Modell gebaut werden sollte, das trotz Zweckmäßigkeit und gefälliger Aussehen für etwa 7500 M herzustellen sein dürfte, könnten wir sicher in kurzer Zeit eine stattliche Anzahl solcher Häuschen errichten. Unsere Gemeindevorsteher können durch energische Förderung kostenloser Vergabe des Baugelbes und Abgabenerleichterung für diese Notstandsbauten ein gut Teil zum Gelingen dieser Bestrebungen beitragen. Bei den Bauten würden selbstverständlich nur freigeberisch organisierte Arbeiter Beschäftigung finden können, da deren Organisation ja Träger dieser Hilfsmassnahmen sind. Unsere Gegner können daran keinen Anstoß nehmen, weil es ja nur ein Ausgleich für die von ihnen dauernd angewendete Brotmoral sein würde. Die Wahl der Bauorte wäre durch Auslosung zu ermitteln. Es ist meines Erachtens völlig gleich, wo in unserer Vaterlande, und sei es in dem einsamsten Dörfchen, so ein Häuschen entsteht, denn das Geistes der Arbeitslosigkeit geistert überall. Eigentümer der Häuschen bliebe immer der ADGB, der die Häuschen im Mietwege an Gewerkschafter abgibt.

Die Normalwohnung möge stets aus Stube, Kammer und Küche im Erdgeschoss sowie einer Stube im Bodengang bestehen. Daneben des zinslosen Baugelbes usw. würde eine Abgabe für jährlich etwa 300 M möglich sein, die der Mieter sicher aufbringen kann, noch dazu, wenn ein kleines Hausgärtchen ihm den Küchenbedarf an Frisch- und Frühgemüse liefern wird. Sicher wird der Mieter sich als Erzhändler seiner Spitzenorganisation fühlen und gern von sich aus beitragen zu seinem Teile für die Erhaltung und Pflege des Geschaffenen. Also keinen Kleinmut oder Bedenken, frisch ans Werk! Werfen wir nicht mehr Tausende und aber Tausende von Mark in den Nachen des Molochs, sondern schaffen wir schnellstens Dinge, die im schlimmsten Falle immer noch Sachwerte darstellen. Sobald die ersten derartigen Häuschen stehen werden, wird sich die Richtigkeit meines Vorschlages erweisen, wird neuer Lebensmut und Hoffungsstrebende alle durchströmen. Stolz können wir dann auf das Geschaffene hinweisen, das entstanden ist mit der Devise: „Für das Ganze durch das Ganze!“

Paul Bohne, Röhren.

Die freien Gewerkschaften und ihre Betriebe in der Deutschen Bau-Ausstellung in Berlin

Die Deutsche Bauausstellung in Berlin, die nun schon seit einiger Zeit das Ziel vieler Besucher Berlins aus dem ganzen Reich ist, hat für freie Gewerkschaften und Sozialisten einen besonderen Anziehungspunkt: Das ist die Abteilung, in der die freien Gewerkschaften und ihre Betriebe ausstellen. Schon seit Jahren sind von Ausstellungsbesuchern aus allen Kreisen der Bevölkerung dieser Abteilung ihre Bewunderung und Anerkennung gezollt.

Wer in diesen Wochen nach Berlin kommt, sollte nicht veräumen, in die Bauausstellung zu gehen und sich anzusehen, was die freien Gewerkschaften und ihre Betriebe zeigen: Es ist ein gewaltiges Stück Sozialismus, das hier in der Halle VI vor Augen geführt wird. Mitten in der Zeit des privatkapitalistischen Niederganges, der sich in der Wirtschaftskrise offenbart, zeigen die freien Gewerkschaften und ihre Betriebe, wie sie praktisch herangegangen sind, das schwierige Problem des Wohnungsbaues auch in der schwersten Zeit lösen zu helfen.

Ein kurzer Gang durch diese sozialistisch-gewerkschaftliche Abteilung beweist, daß zukunftsverheißende Anfänge gemacht worden sind, das Problem der Bauwirtschaft im Sinne einer kollektivistischen Wirtschaftsweise zu lösen.

Das fruchtbare und praktische Wirken des Deutschen Bauwerksbundes hat schöne Früchte getragen. Davon legt die Bauausstellung Zeugnis ab. Ein schon sehr kräftig entwickeltes Kind des Bauwerksbundes, wovon die Ausstellung ebenfalls eingehend berichtet, ist der Verband sozialer Baubetriebe, in dem zahlreiche deutsche Baubütten zusammengeschlossen sind. Ferner ist in der Ausstellung vertreten die Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, die durch zielbewusste und sichere Arbeit die schwierigen Finanzgeschäfte der freien Gewerkschaften und ihrer Betriebe betreut. Die Demog, die Deutsche Wohnungsfürsorgegesellschaft, berichtet in der Ausstellung ebenfalls von ihrem erfolgreichen Wirken, und wenn sie nach kaum einem Jahrzehnt ihres Bestehens zugleich mehrere, über das ganze Reich verteilte Tochtergesellschaften aufweisen kann, so ist das ein weiterer Beweis, wie stark sich der Gedanke der Gemeinwirtschaft festgesetzt hat.

Wir sind davon überzeugt, daß von der Ausstellung neuer Auftrieb ausgeht, daß vor allem die freien Gewerkschafter, die ihren eigenen Betrieben nicht immer mit dem nötigen Interesse gegenüberstehen, sich des großen Wertes bewußt werden, den sie in ihren eigenen Betrieben besitzen. Baubütten, Baugesellschaften der Demog, Arbeiterbank, sie alle müssen noch viel besser und rücksichtloser von allen Kreisen und Funktionären der modernen Arbeiterbewegung unterstützt werden. Das ist die große Lehre der Ausstellung; denn alle diese Betriebe sind heute schon zu einem ansehnlichen Faktor im Wirtschaftskreis geworden; sie werden einflußreich sein, das Bauen, das nur dem Profit dienen will, endgültig zu ersetzen durch ein Bauen, das den Nutzen der Gemeinschaft, der Gesellschaft über alles stellt.

Mitten im kapitalistischen System aber haben wir jetzt schon zahlreiche Betriebe, die entschlossen versuchen, die Theorie der Gemeinwirtschaft in die praktische Hilfe des Tot umzusetzen. Wir sehen, daß die freien Gewerkschaften und ihre Betriebe mit glänzendem Erfolg ans Werk gegangen sind; sie haben in kurzer Zeit Großes geschaffen, sie werden in einem weiteren Jahrzehnt noch Größeres schaffen.

Wenn nicht nur der Bauwerksbund, sondern auch der Wertmeisterverband, der Bund technischer Angestellten und Beamten, der Keramikerbund im Rahmen dieser Ausstellung von ihren großen Leistungen berichten, die sie Tag für Tag für ihre Mitglieder zu vollbringen haben, so erkennen wir hieran, wie eng sich die maßgebenden Gewerkschaften mit ihren Betrieben auf dem Gebiete des Bauwesens verbunden fühlen. Es ist zu wünschen, daß die einzelnen Mitglieder dieser Verbände praktisch betätigt; dann ist die Beteiligung der freien Gewerkschaften an dieser Ausstellung, die auch als Ganzes den Geist kollektivistischen Schaffens und neuzeitlichen Bauens atmet, wie es die sozialistische Idee fordert, nicht vergeblich gewesen. Sie wird vielmehr weitere Früchte tragen.

Baugewerbliches

Gemeinwirtschaftlicher Wohnungsbau in Berlin.

Die erst 1924 gegründete freigeberisch-genossenschaftliche Wohnungsbaugesellschaft der Reichshauptstadt, die „Gehag“, Gemeinnützige Heimstätten Spar- und Bau-V.G., kann über ein Rekordergebnis ihrer Bautätigkeit im Jahre 1930 berichten: Rund 4000 Gehag-Wohnungen waren in diesem Jahre im Bau, darunter die Wohnstadt Carl Legien mit 1145 Wohnungen und der Alfa-Hof in Treptow mit 862 Wohnungen. In den 1/2 Jahren ihres Bestehens hat die Gehag, deren Aktienkapital von jetzt 1 Million Mark sich zum größten Teil in den Händen der freien Gewerkschaften befindet, insgesamt rund 8500 Wohnungen, davon rund 2450 als Einfamilienhäuser, errichtet. Zu den schwebenden Fragen der Wohnungspolitik nimmt der Geschäftsbericht für 1930 in bemerkenswerten Ausführungen Stellung:

Die Streckung der Hauszinssteuern, die in den Jahren 1927 bis 1930 vorgenommen wurde, um den Wohnungsmangel schneller zu befriedigen und der Bauarbeiterschaft einigermaßen zureichende Beschäftigungsmöglichkeiten zu bieten, führte zu einer geringeren Veranschlagung der einzelnen Kleinwohnungen mit billigen öffentlichen Mitteln, an deren Stelle teure freie Kapitalien treten mußten. Hinzu kamen die außerordentliche Steigerung der Baufkosten und das Emporschnellen der Zinskosten der erstgestellten Kapitalien. Die Entwicklung dieser Faktoren hatte derart hohe Neubaumieten zur Folge, daß der Kreis derjenigen, die zur Ermietung auch der Hauszinssteuer-Wohnungen in der Lage waren, immer kleiner wurde. So konnte es zu der in der Presse leider stark übertrieben dargestellten Vermietungskrise am Berliner Neubaumarkt kommen. Ohne das Mißverhältnis zwischen den hohen Neubaumieten des Jahres 1930 und den niedrigen Einkommen der noch nicht mit Neubauten versorgten unteren Bevölkerungsschichten hätte auch das alljährlich überaus reichliche Angebot an Neubaumwohnungen (rund 44 000 Wohnungen, bezug der Neuzugänge in der Reichshauptstadt 1930) von der wohnungsbedürftigen Nachfrage umgehend aufgenommen werden können. Die unsichere Existenzlage der Arbeiter- und Angestelltenschaft in der allgemeinen Wirtschaftskrise, der Lohn- und Gehaltsabbau haben ebenfalls viele von der Ermietung einer Neubaumwohnung abgehalten. Durch die Entwicklung der Baupreise und der Zinskosten sowie durch die Streckung der Hauszinssteuern mittel je Wohnungseinheit wurden die Bestrebungen des gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbaues, für die werktätige Bevölkerung hygienisch einwandfreie und räumlich zureichende Wohnungen zu erschwinglichen Mieten zu schaffen, stark gehindert.

Gegen die einschneidende Kürzung der Hauszinssteuern mittel für den Wohnungsbau und die Senkung des Wohnungsstandards der breiten Massen durch Verkleinerung der Wohnungsgrößen nimmt die Gehag auch jetzt wieder entschiedene Stellung. Sie hat sich unter dem Zwang der Verhältnisse entschlossen, im Interesse einer Versorgung der werktätigen Bevölkerung Berlins mit preiswerten Neubaumwohnungen, deren Erstellung durch die starken Preisstürze am Baumarkt und verbesserte Zinsbedingungen ermöglicht wird, an der Durchführung der neuen Wohnungsbauprogramme mitzuwirken. Sie weist jedoch darauf hin, daß die ungeheure Kürzung der Hauszinssteuern mittel für den Wohnungsbau im Rahmen der Notverordnung vom 1. Dezember 1930 nur noch den Bau so weniger Kleinwohnungen gestattet, daß die außerordentlich günstige Preislage am Baumarkt nur wenig für die an niedrigen Kleinwohnungsrenten besonders interessierte werktätige Bevölkerung ausgenutzt werden kann.

Die allen Arbeitsbeschaffungsprogrammen entgegengesetzte Drosselung der öffentlichen Mittel für den Wohnungsbau durch die Reichsregierung kennzeichnet die Gehag treffend als das Musterbeispiel einer negativen Konjunkturpolitik, wie sie am wenigsten in einer Krisenzeit wie der jetzigen angebracht ist.

Wirtschaftspolitik

Versorgungsstaat — zu wessen Gunsten?

Der Landbund und der hinter ihm stehende Großgrundbesitz richten ständig ihre Angriffe gegen den „Versorgungsstaat“, der aus Steuern Arbeitslose und Kriegsbeschädigte unterstützt. Ihre Hauptforderung ist daher: Beseitigung des Versorgungsstaates. Abgesehen davon, daß gerade diese Kreise es verstehen, sich von den Steuern zu drücken, gehört schon eine große Portion Verblendung dazu, nicht zu sehen, richtiger nicht sehen zu wollen, daß dieser Versorgungsstaat heute in allererster Linie gerade die Landwirtschaft und insbesondere den Großgrundbesitz versorgt. Erst kürzlich wurde die Belastung

der Konsumenten durch den Joltschug zugunsten der Landwirtschaft für das Jahr 1930, als die Zölle teilweise noch niedriger waren als heute, auf 2 1/2 Milliarden Mark geschätzt. (Dr. Rautenberg im „Magazin der Wirtschaft“, Nr. 23.) Um diesen Betrag wurden die deutschen Lebensmittelpreise im Großhandel gegenüber den Weltmarktpreisen verteuert. Der Konsument, der die Lebensmittel sich im Einzelhandel beschafft, trägt eine noch viel größere Belastung. (Professor Brandt schätzte diese Belastung unlängst auf 3 bis 4 Milliarden Mark für das Jahr.) Roggen und Weizen bedeuten eine Belastung von 800 Millionen Mark, Rind- und Schweinefleisch mehr als 1 Milliarde Mark. Bedenkt man, daß die tierischen Erzeugnisse im Gesamtverbrauch der Bevölkerung etwa dreimal so stark beteiligt sind wie die pflanzlichen Erzeugnisse, dann kann man erst das Opfer ermessen, das zugunsten der getreibeverlaufenden Großlandwirtschaft gebracht wurde. Auch die Unterbindung der Einfuhr billigen Gefrierfleisches durch ein Einfuhrverbot zeigt den „Versorgungsstaat“ im Dienste der Landwirtschaft auf Kosten der Versorgung der ärmsten Bevölkerung.

Die Verteuerung der deutschen Lebenshaltung durch Zölle.

Die deutsche Bevölkerung, die von Industrie und Handel lebt, muß große Opfer für die Landwirtschaft bringen. Länder, die einen ähnlich hohen Schutzoll nicht haben, weisen einen bedeutend niedrigeren Lebenshaltungsniveau auf. In welcher Weise sich die Verteuerung von Lebensmitteln durch Zölle und Verbrauchsabgaben auswirkt, dürfte nachstehende Zusammenstellung beweisen, die einer Erhebung der Zeitschrift „Schweizer Konsumverein“ entstammt und in der „Konjunkturforschung Rundschau“ Nr. 29 veröffentlicht wurde. Danach betragen die Preise für ein Kilogramm

	in Basel	in Lörach
Brot	—,29 M	—,44 M
Auszugsmehl	—,32 „	—,60 „
Graupen	—,32 „	—,56 „
Hafersfloken	—,38 „	—,60 „
Kristallzucker	—,27 „	—,76 „
Rübstärke	2,56 „	5,40 „

Bei dieser Berechnung sind Schweizer Frank in Mark umgerechnet. Durchschnittlich kostet 1 kg der aufgeführten Lebensmittel in Deutschland das Doppelte dessen, was in der Schweiz dafür bezahlt werden muß. Zucker ist in Lörach sogar fast dreimal so teuer als in dem benachbarten Basel. Kaffee steht im Preise bei uns um das Doppelte höher als in der Schweiz. Für die übernatürliche Belastung der deutschen Bevölkerung zugunsten der Landwirtschaft dürften obige Zahlen einen eindrucksvollen Beweis liefern.

Kreditkrisis und Produktionswirtschaft.

Der Leiter des Instituts für Konjunkturforschung, Prof. Wagemann, nimmt in Nr. 16 seiner Wochenberichte zu dem Problem Kreditkrisis und Produktionswirtschaft Stellung. Die Inflationsangst bei Weltkriegen führt er in diesem Zusammenhang auf den wahren Grund zurück. Nach Wagemann ist es paradox, im breiten Publikum die Angst vor einer neuen Inflation so ausgebreitet zu sehen. Nicht Überfluß, sondern Mangel an Noten droht der deutschen Wirtschaft. Der Umlauf von Reichsbanknoten Ende Juni 1931 war um 400 Millionen geringer als in der gleichen Zeit 1930 und um 600 Millionen geringer als Ende Juni 1929. Bei einer solchen Geldlage von einer Inflation zu sprechen oder den Ausbruch einer solchen zu befürchten, ist absurd. Wagemann ist der Ansicht, daß die Kreditkrisis die Produktionswirtschaft nur erst wenig beeinflusst hat. Kreditbedürftig an den bürfenmäßigen Geldmärkten sind nur große Firmen, die auf die Entwicklung der Produktion keineswegs den entscheidenden Einfluß haben. Das konjunkturelle Schicksal des Arbeitsmarktes wird mindestens ebenso sehr von der großen Zahl der mittleren und kleineren Unternehmungen entschieden. Diese aber stehen in verhältnismäßig losem Zusammenhang mit den bürfenmäßigen Geldmärkten. Ihre Kreditbeziehungen beschränken sich in der Hauptsache auf den Kreis ihrer Kunden und Lieferanten und auf die Kreditbanken. Erst wenn die Vorgänge auf den Geld- und Devisenmärkten die Banken dazu zwingen, ihre Debitoren einzufordern, würde sich dies auch bei den mittleren und kleineren Unternehmungen, in den Dispositionen der Industrie und letztlich auf dem Arbeitsmarkt entscheidend auswirken können. Die Industrie wird von einer Kreditrestriktion übrigens weniger betroffen, soweit es ihr im Verlauf des konjunkturellen Liquidationsprozesses gelungen ist, die Bankkredite abzubauen. Daß dies im gewissen Umfang schon der Fall ist, zeigt der Rückgang der Debitoren bei den deutschen Banken seit dem Herbst vorigen Jahres. Der Kreis der Unternehmungen, der von plötzlichen Kreditkündigungen der Banken empfindlich betroffen würde, ist jedenfalls gegenwärtig wesentlich kleiner als er noch vor einem Jahr oder etwa 1929 war. Wenn die Kreditkrisis rasch und ohne weitere Verschärfung überwunden wird, so besteht daher für den weiteren Gang der Konjunktur keine Gefahr. Auch die Entwicklung in den letzten Wochen zeigt, daß die Panikstimmung an den Geldmärkten die Entwicklung von Produktion und Beschäftigung bis jetzt in keiner Weise berührt hat. Die Güterseite der Wirtschaft zeigt jedenfalls das normale Bild einer, wenn auch ihrer Schwere wegen, einzigartigen Depression. So wie dieser Zustand der Wirtschaft sich aus dem Konjunkturrückgang und der Krise zwangsläufig ergeben hat, so trägt er auch den Keim zu einem Aufschwung in sich. Zu solchen Erwägungen führt eine Betrachtung der volkswirtschaftlichen Bilanz von Produktion und Verbrauch sowie der Entwicklung der Lagerhaltung.

**Werft die gelesenen „Maler“ nicht fort!
Gebt sie den Unorganisierten!**

Sozialversicherung

rd. Zur Frage der freiwilligen Weiterversicherung der Arbeitslosen bei der Krankenkasse. Gemäß § 313 Absatz 2 der Reichsversicherungsordnung hat derjenige, der aus einer Krankenversicherungspflichtigen Beschäftigung ausscheidet und freiwilliges Mitglied der Kasse bleiben will, die den Krankenkasse innerhalb drei Wochen anzuzeigen. — Nach den Bestimmungen des Arbeitslosenversicherungsgesetzes gilt für Arbeitslose etwas anderes: Nach § 123 Absatz 2 dieses Gesetzes können nämlich Arbeitslose den Antrag auf Fortsetzung einer Krankenversicherung bei einer Krankenkasse nur binnen einer Woche nach dem Antrag auf Arbeitslosenunterstützung stellen. — Eine in einer Fabrik beschäftigte Frau war Mitglied der Betriebskrankenkasse der Firma. Im Zuge nach dem Ausscheiden aus ihrer Stellung beantragte die Arbeiterin Erwerbslosenunterstützung, die sie auch erhielt. 14 Tage nach ihrem Austritt aus der Stellung zeigte sie der Betriebskrankenkasse, der sie als Pflichtmitglied angehört hatte, an, daß sie bei der Kasse freiwillig weiterversichert bleiben wolle. Vier Wochen später machte die Arbeiterin gegen die Betriebskrankenkasse aus Anlaß ihrer Schwangerschaft und Entbindung Ansprüche geltend, die von der Kasse jedoch mit der Begründung abgelehnt wurden, die Arbeiterin hätte den Antrag auf Fortsetzung ihrer Mitgliedschaft innerhalb einer Woche stellen müssen, sie habe dies jedoch erst nach zwei Wochen getan. Danach habe die Klägerin nur Ansprüche gegen die Ortskrankenkasse. — Das Versicherungsamt hatte indessen dahin entschieden, daß die Klägerin mit Recht sich auf den § 313 Absatz 2 RVO. berufe, daß also, da sie innerhalb drei Wochen nach ihrem Ausscheiden aus der Beschäftigung ihre Erklärung bezüglich der Weiterversicherung abgegeben habe, auch Mitglied der Betriebskrankenkasse geblieben sei. — Anderer Ansicht war das Reichsversicherungsamt. Der Arbeitslose — so heißt es in den Gründen — ist nach §§ 117, 121 des Arbeitslosenversicherungsgesetzes während des Bezuges der Arbeitslosenunterstützung Mitglied der Ortskrankenkasse. Im § 123 ist aber die Möglichkeit einer Weiterversicherung gegeben. Arbeitslose, die zur Fortsetzung oder Aufrechterhaltung einer Versicherung gegen Krankheit bei einer Krankenkasse berechtigt sind, können dort Mitglieder bleiben. Sie können aber nur binnen einer Woche von diesem Rechte Gebrauch machen. Hat der Arbeitslose die einwöchige Frist verstreut, so steht es ihm nicht frei, sich durch die Anzeige an die Kasse, daß er Mitglied bleiben wolle, innerhalb der dreiwöchigen Frist des § 313 Absatz 2 der Reichsversicherungsordnung die Mitgliedschaft bei ihr doch noch zu erhalten. Sonach hatte im vorliegenden Falle die nach Ablauf der gesetzlichen Frist abgegebene Erklärung der Arbeiterin bezüglich ihrer Weiterversicherung bei der Betriebskrankenkasse keine rechtliche Wirkung. (Reichsversicherungsamt, 21. 1. 31 — II a. K. 641. 30.)

25 Millionen Personen in öffentlicher Fürsorge.

Das Statistische Reichsamt veröffentlicht die Ergebnisse der Reichsfürsorgeerhebungen 1929/30. Der Personenkreis der unterstützten Hilfsbedürftigen setzt sich im Reich der Bezirksfürsorgeverbände aus folgenden Gruppen zusammen: 78 000 Kriegsbeschädigte, 726 000 Sozialrentner, 267 000 Kleinrentner und 1 578 000 sonstige Hilfsbedürftige. Insgesamt beträgt die Zahl der von den Fürsorgeverbänden betreuten Hilfsbedürftigen 1 986 000. Wohl gemerkt, es handelt sich bei diesen Personen nicht um Kriegsbeschädigte oder Sozialrentner schlechthin, sondern um diejenigen Personen aus diesen Gruppen, die über ihre regelmäßigen Bezüge hinaus durch Zusatzunterstützung usw. der öffentlichen Fürsorge unterstellt sind. Unter den sonstigen Hilfsbedürftigen befinden sich auch die Wohlfahrtsberufslosen. Seit Frühjahr 1930, wo die hier zur Behandlung stehende Erhebung durchgeführt wurde, haben sich die Wohlfahrtsberufslosen sehr wesentlich vermehrt. Auf die städtischen Bezirksfürsorgeverbände entfallen 55 bis 60 % aller unterstützten Parteien, während der Einwohnerzahl nach sich die städtische Bevölkerung auf 40 % stellt. Die Gesamtzahl der von den Bezirksfürsorgeverbänden unterstützten Personen wird auf 3,2 Millionen zu schätzen sein. Zu den von den Bezirksfürsorgeverbänden betreuten Hilfsbedürftigen treten noch diejenigen, die von den Landesfürsorgeverbänden betreut werden. Diese Zahl bezieht sich auf 466 000 Personen. Die gesamte Rettungsfürsorge im Deutschen Reich betrug im Rechnungsjahr 1929/30 1578 Millionen Mark. Jede Partei erfordert im Durchschnitt einen Betrag von 349 M. Auf den Kopf der Bevölkerung waren für die Unterstützung der Hilfsbedürftigen 25,9 M. aufzubringen. In diesen hier mitgeteilten Zahlen offenbart sich ein Stück der deutschen Sozialpolitik. Der Anspruch dieser Hilfsbedürftigen leitet sich aus den Gesetzen her, die nach 1918 geschaffen wurden. Auf sie richtet sich die Kritik der Reaktionen aller Schattierungen. Die Arbeiter sollten aber erkennen, daß die Gewerkschaften und die Sozialdemokratische Partei diese Gesetze befürwortet haben und ihrem Einfluß diese Art Sozialpolitik zu danken ist.

Wesentliches

Volkshochschulheim Dreißigacker bei Reiningen.

Das Volkshochschulheim Dreißigacker eröffnet am 15. September einen Kursus für Männer im Alter von etwa 20 bis 30 Jahren, der bis zum 15. Dezember 1931 läuft. Anmeldungen mit kurzem Lebenslauf sind möglichst umgehend an die Heimleitung des Volkshochschulheimes Dreißigacker bei Reiningen in Thüringen zu richten. Als Kursusgeld werden für den gesamten Kursus, wenn nicht staatliche oder städtische Beihilfen gewährt

Billige Bücher für jedermann.

- Das offene Antwortschreiben (Lassalle) geb. — 65 M
- Das Tagebuch (Lassalle) " 1,25 "
- Das kommunistische Manifest (Marx und Engels) " — 65 "
- Karl Marx und die Gewerkschaften " 1,25 "
- Gewerkschaften und politische Parteien (Seidel) " — 65 "
- Aus der Welt des Sozialismus (Mayer) " — 65 "
- Aus Deutschlands schwerster Zeit (David) " — 65 "
- Die Gewerkschaftsfrage (Schweizer) " — 65 "
- Die Wirtschaft der Gegenwart und ihre Gesetze (Braunthal) " 3,75 "
- Wirtschaftsdemokratie (Nappthal) " 2,80 "
- Das Kapital (Karl Marx), Auszug von Kautsky 2 Bände zusammen " 7,50 "
- Karl Legien (Leipart) " 4,50 "
- Sich bitte ums Wort " 1,90 "

Verlag Fachblatt der Maler, Hamburg 36, Ulfster-Terrasse 10, oder durch die Filialverwaltungen des Verbandes.

werden, 40 Tagelöhne gefordert. Das Mindestschulgeld beträgt 150 M., einschließlich Kost, Wohnung, Heizung und Licht. Arbeitslose können das Mindestschulgeld durch ihre Erwerbslosenunterstützung begleichen und müssen sich zu diesem Zwecke an das heimatische Arbeitsamt wenden. Dazu ist eine Bescheinigung nötig, die von der Heimleitung erhältlich ist. Im Falle von Schwierigkeiten wende man sich an die Heimleitung. Die Reisekosten werden auf die Hälfte ermäßigt. Prospekte durch die Heimleitung.

Fachtechnisches

Patentschau, zusammengestellt vom Patentbüro Johannes Koch, Berlin NO 18, Große Frankfurter Straße 59. Auskünfte bereitwilligst.

Angemeldete Patente.

Nr. 22 h. E. 36 665. Verfahren zur Herstellung von Firnissen. Dr. Hans Ender, Domzale pri Ljubljani, S. S. Oesterreich.

Nr. 75 a. W. 110 814. Vorrichtung zum Auftragen von Flüssigkeiten, insbesondere von Farben oder Lack auf Drehkörper mittels schwenkbarer Spritzpistolen. Felix Montmeat Estenos, Haute Garonne, Frankreich.

Nr. 75 c. W. 147 30. Dinkelrost. Fritz Weidner & Co., Riesa a. d. E., Rosenplatz 11.

Gebrauchsmuster.

Nr. 75 c. 1 179 196. Spangenschleife für Spitzmalerei. Hans Maier, München, Zweibrückenstraße 10.

Literarisches

Rechtsanwalt Landsberg, M. d. R.: „Die politische Krise der Gegenwart.“ Verlag F. W. Diez Nachf., G. m. b. H., Berlin SW 68. Preis 25 S. Dem alten und dem angestrebten diktatorischen nationalsozialistischen System stellt Landsberg die Demokratie mit ihrer Erziehung der Massen, mit ihren Staatsmännern von Format entgegen. Die heutige Demokratie, das heutige parlamentarische Regiment in Deutschland leidet an der Zerpflünderung in viele lebensunfähige Parteien. Das ist ein Fehler der kurzen politischen Schulung des Volkes. In seinem ansehnlichen Vortrag feiert Landsberg die Demokratie als die gewalttätige, zum Sozialismus führende Macht.

Im Verlag F. W. Diez Nachf., Berlin, erscheint soeben Heft 3 der „Sozialdemokratischen Lehr- und Lesebücher“: „Marx-Engels und der kapitalistische Staat“, herausgegeben und eingeleitet von F. W. Mayer. Die Staatsauffassung von Marx und Engels wird durch treffend ausgewählte Abschnitte aus ihren Schriften in jortschrittlicher Entwicklung dargestellt. Das 48 Seiten starke Bändchen kostet nur 50 S. Mit dem vorausgegangenen Heft der Sammlung: „Marx-Engels und der kapitalistische Staat“ (1844—1850) geben beide Bändchen eine wissenschaftlich sorgfältig jundierte und hoch durchaus vollständige Darstellung der klassischen Staatslehre des wissenschaftlichen Sozialismus. Die Voten mahnen. Wie wieder Krieg. Von Franz Künstler, M. d. R. Verlag F. W. Diez Nachf., G. m. b. H., Berlin SW 68. Der Verfasser zeichnet den roten Militarismus und Marxismus der Sowjetunion, die in allen Ländern Spione zur Entflammung eines Bürgerkriegsbandes unterhält. Die Bürgerkriegsideologie der Kommunisten bahnte den tatsächlichen Freiheiten den Weg. Angesichts der Gefahren der Bürgerkriegstrategen auf der rechten und linken Seite erhebt Künstler den durchdringenden Mahnruf: **Nie wieder Krieg!** Die Sozialdemokratie will den Frieden.

„Sich bitte ums Wort.“ Von Albert Sotopp. Verlag Universum-Bücherei für Alle, Berlin W 8. Der Verfasser zeigt uns in seinem Roman das harte Leben der Fischer mit all seinen zahlreichen beruflichen Gefahren. Gemeinsam erlittene Not und Leiden bilden aber auch feste Charaktere, die sich innerlich verbunden fühlen und Kampfnaturen werden, sei es im Ringen gegen die Stürme der See oder gegen Willkür und Ausbeutung der Unternehmer.

„Seize wirtschaftlich in Ofen und Herd.“ Herausgegeben vom Reichsinstitut für Wirtschaftlichkeit, Berlin NW 6, Luisenstraße 38. Die Frage der wirtschaftlichen Heizung in Ofen und Herd tritt heute bei den knappen Mitteln, die der Hausfrau zur Verfügung stehen, besonders in den Vordergrund. Aber auch

volkswirtschaftlich ist es von großem Wert, das Gebiet der Wärmewirtschaft, soweit es sich um die Heizung von Ofen und Herd handelt, kennenzulernen. Bekanntlich entfällt von dem jährlichen deutschen Gesamtverbrauch an Brennstoff in Höhe von 150 Millionen Tonnen allein ein Drittel auf die vielen Millionen Haushaltungen. Diese Tatsache hat das Reichsinstitut für Wirtschaftlichkeit veranlaßt, unter Mitwirkung von Hausfrauen und Fachleuten leistungsfähige Ratsschläge über die Art und Weise der Heizung zu verfassen. Das Heft „a“ behandelt die Radelösen und Radelherde und das Heft „b“ die eisernen Ofen und eisernen Herde und deren wirtschaftliche Heizart. Das Heft „c“ behandelt die eisernen Herde und deren wirtschaftliche Heizart. Das Heft „d“ behandelt die eisernen Herde und deren wirtschaftliche Heizart. Das Heft „e“ behandelt die eisernen Herde und deren wirtschaftliche Heizart.

„Alaska-Rid.“ Der fünfbandige Roman von Upton Sinclair. Serie der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, Dreißigstraße 5 (nur für Mitglieder, in Leinen 3 M.) ist jetzt erschienen und dem „Alaska-Rid“ der Ehrenplatz des fünfbandigen Romanes eingeräumt worden. Dieser Goldjünger-Roman ist wieder eine ganz große Sache, ein echter „Sad London“. Lebendig und spannend von der ersten bis zur letzten Druckzeile. Wer ein Buch haben will, das er auf einen Sitz lesen möchte, hier ist es!

„So macht man Dollars!“ Ein richtiger hundertprozentiger Amerikaner preßt auf völlerbestreichte Ideen und auf die genannten menschlichen Gefühle. Er hat nur eines im Sinn: Wie macht man Dollars? Dieser Gedanke bewegt nicht nur die Protagonisten der Brie und die Delfontige und die Grubenmagnaten, er rumort auch in den Köpfen der kleinen Farmer und Lohnarbeiter, und es ist die Regel, daß der vorher scheidenste Mitteleuropäer nur noch von Dollars spricht und träumt, sobald er die Quarantäne passiert hat. Es macht ihn gar nichts aus, daß er dabei über Leichen gehen muß. Er er eines Tages merkt, daß er selbst dazu bestimmt ist, den Weg des Erfolges mit seiner erledigten Existenz zu pflastern.

Upton Sinclair, einer der bestgekauften Männer in den Vereinigten Staaten, hat dem modernen Amerika schon in einer schonungslos Spiegel vor das Gesicht gehalten. Seine mühsam erarbeiteten Romane enthalten alles, was über Amerika zu sagen ist, aber noch nie ist ihm ein Roman so geglückt, wie das neueste Buch, das jetzt unter dem Titel „So macht man Dollars!“ im Neuen Verlag und in einer Neuausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg (vornehm ausstattet, in Leinen 3 M.) erschienen ist. Es hat vor allem den Vorzug, daß es nicht wieder in die Hände der Wälzer ist. Das Buch — die Geschichte eines jungen Amerikaners, der „sein Glück macht“ — ist sehr konzentriert geschrieben, fesselnd und — etwas Neues bei Upton Sinclair — sehr wichtig. Dieser Roman ist keine schnelle Reportage, kein Lebensbuch, er ist ein gut gebautes Kunstwerk, eines der besten Bücher von Upton Sinclair. Die Büchergilde hat wieder einen guten Griff getan.

„Zurück auf der Grundlage der Rechtsprechung des Reichsarbeitsgerichts.“ Von Dr. Franz Reumann u. Berlin. Herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Bauergewerksbundes. 147 Seiten stark, fester Leinwandband, Preis 4,50 M. Für den gewerkschaftlich Organisierte 3,50 M. — Kann bezogen werden durch die Verlagsgesellschaft des DGB, Berlin S 14, Fintelstraße 6. — Der Kollege Clemens Rörpel, der bekannte Sachverständige auf dem Gebiete des Arbeitsrechts, bezeichnet das Buch als in allen Teilen gut gelungen. Das Buch von Reumann verbindet wissenschaftliche Kenntnis und Erkenntnis mit praktischer Gewerkschaftserfahrung. Es ist trotzdem in hervorragendem Maße objektiv; denn Reumann vertritt einseitig und klar eine Überzeugung. Er behält das kollektive Arbeitsrecht rückhaltlos und kommt hieraus zu einem einheitlichen Gesamtergebnis. Jede Gewerkschaftsfunktionär muß, soweit er mit der Schaffung und Durchführung von Tarifverträgen betraut ist, dieses Buch von Reumann unbedingt besitzen. Für Gewerkschaftskurze dürfte es ein unentbehrliches Hilfsmittel sein.

„Die Baraber am Waldensee.“ Unter dem Titel „Die Baraber am Waldensee“ ist im Verlag des Deutschen Bauergewerksbundes ein Buch erschienen, das als eine wertvolle Neuerscheinung geschätzt werden muß. Josef Kambeck, ein früherer Tischarbeiter, erzählt in diesem Werke von dem Leben und Schaffen der Arbeiter bei der Errichtung des großen Waldensee-Straßenwerkes wie es den nur ein Mensch ist um vermag, der selbst in dieser Arbeitsumwelt als einer der „Baraber“ wirkte. — Der Verfasser war als Tischarbeiter bei dem Bau des Straßenwerkes beschäftigt und hat dort als Arbeiterkameraden seiner Kollegen, als langjähriger Betriebskomitee-Mitglied, als Gewerkschaftsfunktionär gewirkt. Das erzählt vor allem die Sorgfalt und die Gründlichkeit seines Berichtes und das Verstehen der Menschen, mit denen er fünf Jahre lang arbeitete und für die Verbesserung ihrer Lebenshaltung gegen wirtschaftliche und politische Gegner kämpfte. Das Waldensee-Werk erstand in den politischen und wirtschaftlichen Stürmen und Drangsalen der bairischen Regierung und der Inflation, in einer Zeit, als Einkünfte und Rechtsabfälle die damaligen Münze immer wieder auszunutzen versuchten, die Hunderte der Waldensee-„Baraber“ für ihre politischen Geschäfte zu gebrauchen. — Dadurch kommt das fesselnde und unterhaltende Buch mit Bildern ausgestattete Buch den kämpferischen Arbeiterbewegung besonders nahe. Der Preis des 300 Seiten starken, in Leinen gebundenen Buches beträgt für Gewerkschaftsmitglieder 3 M., im Buchhandel 6 M. Zu beziehen ist es vom Verlag des Deutschen Bauergewerksbundes, Berlin SW 68, Fintelstraße 5/6, oder von den Ortsverwaltungen des Bundes.

Vom 26. Juli bis 1. August ist die 31. Beitragswoche. Vom 2. August bis 8. August ist die 32. Beitragswoche.

Sterbefälle.

- Berlin. Am 1. Juli starb der Kollege Hermann Lindner, geboren am 2. Juli 1883 in Oels. — Am 15. Juli starb der Kollege Anton Prybylzewski geboren am 6. Juni 1853 in Marianow.
- Braunschweig. Am 30. Mai starb an einem Gallenleiden der Kollege Robert Pfeiffer, geboren am 27. Mai 1885 zu Braunschweig. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.
- Dresden. Am 18. Juli starb nach kurzer Krankheit unser Mitglied, der Kollege Robert Hübnert, im Alter von 51 Jahren.
- Frankfurt am Main. Am 13. Juli starb an einer Lungenentzündung unser treuer Kollege Heinrich Stieler im Alter von 61 Jahren.
- Glabbeek in Westfalen. Am 3. Juli starb unser Kollege Fritz Fischer infolge Magenentzündung im Alter von 23 Jahren.
- Hamburg. Am 17. Juli starb unser Kollege, der Invalide Fritz Steußloff, im Alter von 78 Jahren.
- Hannover. Am 27. Juni starb in der Zahlstelle Holzminen unser Kollege Karl Niensfeldt im Alter von 59 Jahren.
- Wiesbaden. Am 19. Juli starb unser langjähriges treues Mitglied und Mitgründer der Filiale Wiesbaden, Georg Roth aus der Zahlstelle Frauenstein infolge Schlaganfalls.

Ehrendem Andenken!

Verlange sofort gratis und franko den neuen illustrierten Katalog der Münchener Malerzeitung. Verlange sofort eine Probenummer der Münchener Malerzeitung. Verlag Georg Heyder, München NO 2, Liebbersstraße 4.

